

Oranienburg

Erster authentischer Bericht eines aus
dem Konzentrationslager Geflüchteten

Von Gerhart Seger

Mitglied des deutschen Reichstags der
V., VI., VII. und VIII. Wahlperiode

Mit einem Geleitwort von
Heinrich Mann

Sozialdemokratische Partei
Deutschlands
Partei Vorstand
Bibliothek

Verlagsanstalt Graphia, Karlsbad

Probleme des Sozialismus

Sozialdemokratische Schriftenreihe

Nr. 5: „Oranienburg“

ICH WIDME DIESE SCHRIFT DEN
FRAUEN DER POLITISCHEN GE-
FANGENEN.

VIELE TAUSENDE VON FRAUEN
DER GEFANGENEN UND GEQUÄL-
TEN OPFER DES DEUTSCHEN
FASCHISMUS HABEN IN DIESER
GRAUENHAFTEN ZEIT EINE UN-
ERHÖRTE TAPFERKEIT, EINE
NAHEZU ÜBERMENSCHLICHE
KRAFT DES DULDENS, EINE SEL-
TENE MACHT DER TREUE, EIN
WAHRES HELDENTUM GEZEIGT.
DER DANK, DEN WIR DIESEN
FRAUEN SCHULDEN, IST EBENSO
UNBEGRENZT WIE DIE ACHTUNG
VOR IHNEN

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten
Druck und Herstellung durch Druck- und Verlagsanstalt „Graphia“, G. m. b. H.,
Karlsbad / Copyright 1934 by Druck- und Verlagsanstalt „Graphia“, G. m. b. H.,
Karlsbad. Printed in CSR.

Heinrich Mann an den Verfasser:

Sehr geehrter Herr Gerhart Seger

Sie sind einem der übelsten Orte der Welt entronnen, ich will Sie vor allem beglückwünschen und Ihnen meine Teilnahme aussprechen an Ihrer heutigen Rettung wie an Ihrem vergangenen Leid.

Sie haben im Konzentrationslager Oranienburg körperlich und seelisch gelitten, und alles wurde Ihnen zugefügt von Wesen mit Menschengesicht, denen Sie nichts Böses getan hatten, denen Sie vielmehr, nach Ihrer Gesinnung und Ihren Kräften, ein besseres Leben hatten bereiten wollen. Vielleicht noch trauriger war es, als Sie sogar unter Ihren Leidensgefährten, den Opfern derselben Peiniger, noch Feinden, ja, Verrätern begegneten. Das müssen beschämende erdrückende Erfahrungen gewesen sein für jemand, der, wie Sie, ein gewisses Maß von Vertrauen gesetzt hatte in die Gattung Mensch, in die Gesellschaft der Deutschen. Ich fürchte sehr, daß Sie nach sechs Monaten Oranienburg, anders in die Welt blicken als vorher und daß Ihre Hoffnungen, dieser Gattung, dieser Gesellschaft wäre zu helfen, arg herabgestimmt sind.

Unser aller Hoffnungen haben gelitten, auch wenn wir dem Grauen eines solchen Lagers rechtzeitig ausgewichen sind. Das Jahr 1933 hat jeden von uns um mehr als nur dieses Jahr älter gemacht, es hat auch einen zweiflerischen Sinn schwerer enttäuscht als seine ganze vorige Lehrzeit. Es wäre schon furchtbar genug, wenn in einem Lande, das wir für das unsere hielten, feindliche Orte wie der von Ihnen verlassene bestehen, wenn sie von den Regierungen aufrecht erhalten und von der Nation geduldet werden. Aber das ist noch nicht alles. Auch außerhalb der Konzentrationslager häuft sich im ganzen Lande eine unvorstellbare Masse von Unrecht und Abscheulichkeit den Ausschweifungen widerlicher Triebe. Ueberall mißbrauchen schlechte Gewalthaber ihre unverdiente Macht, und Unterdrückte beugen sich ihnen angstvoll. Ein ganzes Volk wird in Schrecken erhalten, es wird durch Schrecken entsittlicht und verbraucht. Die Unsittlichkeit derer, die es beherrschen, liegt offen zu Tage: das sind Schwindler, Lügner, Mörder an Leibern und Seelen, es sind stumpfe oder freche Verächter der Menschennatur, auch

ihrer eigenen. Indessen ist es schließlich genau so erniedrigend, Unrecht zu dulden, wie Unrecht zu tun. Deutschland duldet es ohne Gegenwehr.

Dies Volk läßt das durchaus Schlechte über sich ergehen ohne einen Versuch des Widerstandes. Es wagt nichts, sondern duckt sich. Andere sagen von ihm ohne Achtung, daß es sich zum Martyrium nicht berufen fühle. Aber allein mit Ergebung ist es nicht getan für ein Volk, das seine Freiheit einmal aufgegeben hat. Immer mit Schrecken und schlechtem Gewissen hat es sich dennoch verleiten lassen, allmählich dieselbe Geisteshaltung anzunehmen, die seine neuen Herren gleich fertig mitgebracht hatten. Die Grausamkeiten an Schwächeren haben um sich gegriffen, die Ausnutzung unverantwortlicher Vorteile ist Uebung geworden im Bereich der Einzelnen, nach dem Muster, das der Staat und seine Nutznießer aufstellten. Erpressungen, Denunziationen, die gnadenlosesten und erbärmlichsten Mittel zur Vernichtung von Unbequemem – alles, wovon ehemals das Gesetz und menschliche Scheu noch den innerlich Unanständigen zurückhielten, es ist jetzt freigegeben für den ganzen Umfang der menschlichen Beziehungen, es ist erlaubt und erlernt, ist alltäglich und gilt sogar für ein Kennzeichen der echten Volksgenossen. Entschuldigungen findet jeder Private in dem Zustand der Oeffentlichkeit, und Rechtfertigungen werden geliefert von den Propagandisten des Regimes. Wozu gäbe es den nationalsozialistischen Fanatismus! Eben, damit man die eigene Feigheit und Schwäche beschönigen, dabei aber geistig und sittlich so hemmungslos verwahrlosen kann, wie nur je durch Fanatismus.

Uebrigens war Fanatismus immer vereinbar mit vollendeter Ungläubigkeit. Auch dieser nationalistische ist gesättigt mit Heuchelei, er ist die Art, wie Menschen ohne innere Kraft und Verpflichtung sich daraus eine Waffe machen, daß sie zur gemeinen Menge gehören und aufgehen in der Menge der Gemeinheit. Was vorgeht, ist der Versuch einer erniedrigten Nation, sich für erhoben auszugeben, und erwacht will sie scheinen, während soeben tiefe Nacht über sie hereingebrochen ist. Den Blicken enthüllt sich ein Taumel der verkommenen Leidenschaften, gleichzeitig aber ertönen Reden über einen „Vernunftstaumel“, der überwunden und vorbei sei. Es ist allerdings um die Vernunft geschehn, aber die Unvernunft ist deshalb noch nicht ehrlich. Zergliedernde Erkenntnisse, die man schon längst hätte haben können und auch hatte, werden nicht wirklich rückgängig gemacht, wenn man sich plötzlich für eine heroische Ungebrochenheit erklärt. „Arier“, in deren

eigenen Lehrbüchern steht, daß es keine gibt, begründen vergebens ihre Ueberhebung über Mitmenschen mit einem ungeglaubten Wort. Zuletzt weiß man durchaus, was man tut und wohin man treibt. In Katastrophen natürlich, und sie müssen so ungeheuer sein wie die vorhergegangene Selbstaufgabe.

Wir können nur abwarten, bis der schwere und harte Ordnungsruf, den das Schicksal einer so weit abgewichenen Nation nicht ersparen wird, erfolgt ist und die Besinnung eingesetzt hat. Eine Frage: möchten Sie vorher zurückkehren? Ich meine, zurtickkehren unter verbürgter Gefahrlosigkeit, wenn es denkbar wäre, und mit freiem Geleit sozusagen? Ich, selbst dann nicht. Das Land, an dem auch ich mit meinem Dasein beteiligt gewesen bin, bedrückt und quält mich schon aus der Ferne genug, seine unmittelbare Gegenwart ertrüge ich nicht und ich kenne die Verzweiflung mancher, die sie ertragen müssen. Ich will nicht Menschen wiedersehen, die sich dazu verstanden haben, das alles mitzumachen, es auch noch zu verherrlichen, es zu idealisieren. Sich und anderen täuschen sie eine neue großartige Geisteshaltung vor, aber nur die nackte Gewalt war ihr Anlaß. Nur das armselige Interesse und die schimpfliche Auflösung ihres Gewissens verbergen sich hinter all den Ausreden. Idealisten – die in der Atemnähe von Konzentrationslagern wohnen, sind von jeher geistig Ehrlose gewesen; und die geistige Ehrlosigkeit ist der Anfang jeder anderen. Sie haben Ehren und Pensionen von der Republik empfangen und nehmen dasselbe und noch mehr von dem Regime, das ihre Kameraden martert oder austreibt. sie aber blühen, gedeihen und singen das Lob ihrer Ernährer.

Ich will die Hände der falschen Freunde nie wieder berühren, will an Gestalten, die mich, aber zuerst sich selbst verraten haben, nie mehr auch nur das leerste Wort richten müssen. Ich muß es auch nicht, und Sie, Herr Gerhart Seger müssen es ebenso wenig. Dies Gute hat die Verbannung, so bitter sie uns sonst schmeckt.

Heinrich Mann

Inhaltsverzeichnis

I. Vom Gefängnis ins Konzentrationslager	Seite
Der Transport nach Oranienburg – Der Empfang im Lager – Die Schlafsäle: nasse Kühlkeller einer Brauerei – Die ersten Eindrücke	13
II. Die Folterkammer – Zimmer 16	
Wie es bei den „Vernehmungen“ zugeht – Die ersten Todes- opfer der Mißhandlungen – Fragen, Antworten, Gummiknäppel	15
III. Der Tagesverlauf in Oranienburg	
Wecken – Waschen – Kaffeetrinken – Antreten – Die Arbeit Die Verpflegung – „Frei“-Zeit	21
VI. Die verantwortlichen SA-Führer des Lagers	
Der Kommandant Schäfer – Grauenhafte Mißhandlung von vier Arbeitern – Der Chefsadist Krüger -- Dessen Nachfolger Stahl- kopf – Der schleichende Sadist Ewe -- Die Landsknechte vom Tagesdienst	21
V. Die Gefangenen des Lagers	
Die politische- Zusammensetzung: Sozialdemokraten, Kommu- nisten, Deutschnationale, NSBO-Leute, rebellierende SA-Männer – Lagergespräche – Kommunisten denunzieren Sozialdemokra- ten – Kommunisten paktieren mit SA	34
VI. Wie Ebert, Heilmann und die Leiter des Rundfunks eingeliefert wurden	
Empfang im Lager – Entkleidung vor der SA -- In Lumpen gehüllt, die Köpfe geschoren – Wie der Berliner Abgeordnete Künstler behandelt wurde – Die Mißhandlungen Heilmanns .	41
VII. Wir Abgeordneten säubern Oranienburg	
Mit Bürsten und Leitern, mit Wasser und Salzsäure drei Tage in der Stadt unterwegs – 12 Abgeordnete kratzen die Reste früherer Wahlplakate ab – Wie sich die Bevölkerung bei dem Schauspiel verhielt – Eine Kaffee-Einladung – Ein Schlag ins Wasser	43
VIII. Die Mißwirtschaft bei der Lagerverwaltung	
Fingerabdrücke und Erkennungsaufnahmen – Eine Kriegs- beschädigung als Steckbrief-Rubrik – Wie die Briefpost der	

Gefangenen behandelt wurde – Beschimpfungen in Briefe von Ehefrauen hineingeschrieben – Der Kampf um einen „Völkischen Beobachter“ – Das Lagergeld: Massendiebstahl der Verwaltung – Offene Korruption 45

IX. Die SA im Lager

Wo kommen die SA-Leute her? – Wie sind sie politisch einzuschätzen? – Henkersknechte, Folterknechte, Landsknechte – Weil ich Fritz Ebert die Hand gab – Treibjagd auf dem Hofe – Massenverprügelung im Tagesraum und im Hofgang – Schläge in der Wache – Neuer Gefangenentransport muß zehn Stunden stehen – Ohrfeigen auf Außenkommando 50

X. Wenn uns unsere Frauen besuchten

Besuchsregelung – Besuchssperre – Hunderte von Frauen und Kindern vor verschlossenen Toren – Ein Sadist jagt meine Frau fort – Zwei Monate Besuchs- und Briefsperre 57

XI. Der 12. November im Lager

Wahl und Volksabstimmung hinter Stacheldraht und unter SA-Terror – Wie die vielen Ja-Stimmen zustandekamen – Die Wahlrede eines Sturmbannführers – Vorher: „Deutsche Volksgenossen“, nachher: „Ihr Schweine..“ 59

XII. Die Steinsärge von Oranienburg

Die Disziplinarstrafen im Konzentrationslager – Die Hindernisbahn – Die Dunkelarrestzellen – Die stehenden Steinsärge – 192 Stunden lebend begraben 61

XIII. Die Flucht aus der Hölle

Der Entschluß – Bei 16 Grad Kälte an der Kanalarbeit – Ich laufe weg – Wann fällt der erste Schuß? – Der Marsch nach Oranienburg – Im Auto durch Oranienburg – Ich erreiche Berlin – Seit neun Monaten das erste warme Bad – Ich verlasse Berlin und steige neunmal um – Ein achtstündiger Nachtmarsch – Die rettende Grenze überschritten – Nach 22stündiger Flucht das erste Bett – Im Exil, aber in Freiheit . . . 65

XIV. Nachtrag

Wie die Flucht entdeckt wurde – Der Reichsstatthalter von Anhalt ohrfeigt den Kommandanten des Oranienburger Lagers – Der Kommandant des Lagers muß ein Entlastungsbuch für sich selbst schreiben – Wo bleibt die Sühne für die SA-Verbrechen? 72

Ich schwöre, kann ich nach bestem Wissen und Gewissen die keine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde.

Gerhart Seger.

Vom Gefängnis ins Konzentrationslager

Der Transport nach Oranienburg – Der Empfang im Lager – Die Schlafsäle: nasse Kühlkeller einer Brauerei – Die ersten Eindrücke.

Der feste Schritt des Wärters erklingt auf dem Gefängniskorridor. Die Schlüssel rasseln, das Schloß knirscht, die schwere Tür geht auf: „Alles transportfertig machen! Sie werden heute nach Oranienburg ins Konzentrationslager überführt.“

O r a n i e n b u r g – welch ein Wort! Einst bloß der Name einer Stadt vor den Toren Berlins, einer Stadt mit schönem Schloß und Park, mit gutgehenden Fabriken, mit ruhig-behaglichen Wohnvierteln pensionierter Beamter – heute der Name eines Ortes, der immer, immer wieder nur mit einem verzweifelten Fluch auf den Lippen genannt wird, der Name eines Ortes, dessen Mauern tausendfältige Qual umschließen, der Name eines Ortes, nach dem sich die schmerzlichsten Gedanken so vieler, vieler Frauen gepeinigter Männer in Hoffnungslosigkeit richten, der Name eines Ortes, der in manches Herz unschuldiger Kinder das erste böse Gift des Hasses senkte. Oranienburg!

Der große Polizeiwagen fährt mit uns langsam aus dem Tor des Dessauer Gerichtsgefängnisses auf die Straße hinaus. Es ist der 14. Juni. Auf beiden Seiten der Straße vor dem Gefängnis warten Menschen. Links stehen unsere Freunde, unsere Frauen, die uns einen letzten Gruß zuwinken, auf den Gesichtern die bangen Zweifel über die Ungewißheit des Schicksals, dem wir entgegenfahren. Rechts drüben drängen sich die Nationalsozialisten; auch Menschen, aber haßverzerrte Mienen, hämische Genugtuung über unseren Abtransport nach einer Kulturstätte des Dritten Reiches geben zu erkennen, wie wenig Menschlichkeit diese „Weltanschauung“ in ihren Anhängern noch übrig ließ.

Auf dem Bahnhof stehen zwei Personenwagen, zum Teil schon angefüllt von Schicksalsgenossen aus den anderen Kreisen des Landes Anhalt. Mit dem fahrplanmäßigen Berliner Personenzug rollt der Transport aus Dessau hinaus; 42 Schutzgefangene, 39 Kommunisten und mit der KPD. Sympathisierende, 3 Sozialdemokraten. Die mitfahrenden Polizeibeamten erweisen sich als umgängliche Begleiter: sie sorgen für Trinkwasser, einige geben den Gefangenen ihren eigenen Kaffee aus den Feldflaschen, und auf den wenigen Stationen mit längerem Aufenthalt verschaffen sie Zigaretten. Von Charlottenburg aus werden die Transportwagen um Berlin herum nach dem Stettiner Bahnhof gefahren und dort an den Stralsunder Personenzug angehängt. Eine knappe Stunde später – und wir halten auf dem Bahnhof Oranienburg: „Alles aussteigen!“

Durch einen Nebenausgang werden wir von den Polizeibeamten auf den Bahnhofsvorplatz hinausgeführt, eine Marschkolonne wird formiert,

und los gehts – Richtung Konzentrationslager. Wer konnte ahnen, daß es für zwei mitmarschierende Kameraden der letzte Weg ihres jungen Lebens war?

Menschen gingen in den Straßen ihren Geschäften nach, als sei es ihnen eine alltägliche Erscheinung, solchem Transport zu begegnen. Und doch zeigte uns mancher scheue Blick, der den Zug streifte, wie sehr die Einwohner dieser Stadt empfanden, was man da in ihrer Mitte eingerichtet hatte! Auf unserem kurzen Marsch überquerten wir die Havel und sahen dabei die Badeanstalt liegen – lebenslustige Jugend tollte umher und sprang, einander mit heiteren Zurufen lockend, ins aufspritzende Wasser. Das war das Leben, die Freiheit, die Freude – wir aber? Links, zwei drei, vier – in eintönigem Gleichmaß des Marschschrittes zogen wir weiter, dem Lager zu, das den Tod, das nie zuvor erlebte Folter, das nie vorher gekannte Gefangenschaft niedrigster Art bedeuten sollte. Auf der Berliner Straße, wenige hundert Meter vor dem Lager, kam eine Abteilung SA anmarschiert. Kurze Kommandos ertönten, und die Prätorianer des Dritten Reiches umschlossen von allen Seiten unseren Zug. Rechts von der Straße tauchte ein Fabrikgrundstück mit langgestreckten Gebäuden auf, Stacheldraht spannte sich über den Mauern entlang, und über dem Eingang (wo man in Gedanken Dantes Hölleninschrift suchte: Die ihr hier eintretet, lasset alle Hoffnung fahren!) stand zu lesen: „Konzentrationslager der Standarte 208“ was dasselbe bedeutete.

„Abteilung halt!“ „Rührt euch!“ „Richt euch!“ „Stillgestanden!“ „Rührt euch!“ „Stillgestanden!“ „Rührt euch!“ „Stillgestanden!“ „Rührt euch!“ „Stillgestanden!“ – „Ach, ihr könnt das noch nicht? Na, das werden wir euch schon noch beibringen!“

Auf dem weiten gepflasterten Hof wurde gefegt, gesprengt, wurden Leute hin- und hergejagt. Eine Anzahl junger Menschen, alle mit glattgeschorenem Kopfe, trugen Schutt und Steine aus einer Ecke des Hofes in die andere und aus der anderen wieder in die eine; manche waren damit beschäftigt, mit kleinen Holzstückchen und Glassplittern das zwischen den Pflastersteinen des Hofes wuchernde Gras Halm für Halm auszupfen. Alle diese verschiedenen geistvollen Abarten nationaler Aufbauarbeit sollten auch wir noch zur Genüge kennen lernen.

*

Das Konzentrationslager Oranienburg befindet sich in einer Fabrik, die ursprünglich eine Brauerei war und später als Gießerei und gelegentlich auch als Fabrik für Radiozubehörteile diente. Als am 14. Juni der erste Transport anhaltischer Schutzhaftgefangener eingeliefert wurde, befand sich das Lager, obwohl schon mehr als zwei Monate bestehend, noch immer in den ersten Anfängen der Einrichtung. Nur wer das alles Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, vom Sommer über den Herbst zum Winter miterlebt hat, kann sich ein Bild von der grauenhaften Gewissenlosigkeit machen, mit der man Menschen ein-

lieferte und in den Kühlräumen dieser ehemaligen Brauerei zusammenpferchte, ehe auch nur die geringsten Voraussetzungen für deren Unterbringung geschaffen waren. Dafür sei als Beweis ein erstes Beispiel der äußeren Tatsachen gegeben:

Die mit meterdicken Mauern umgebenen, mit gewölbter Decke versehenen langgestreckten Flaschenbier-Kühlkeller dieser ehemaligen Brauerei dienen – noch heute – als Schlafsäle. Zuerst lagen wir auf dem Zementfußboden. Jeder hatte einen Strohsack, den die Gefangenen natürlich selbst stopften, von irgendeiner noch so bescheidenen Art von Kopfpolster oder einer am Kopfende erhöhten Unterlage der Strohsäcke war keine Rede, von Bettwäsche ebenfalls nicht. Wir lagen auf dem rohen Strohsack, von den Wänden rann das Wasser, so daß das Stroh von unten her schon nach wenigen Tagen trotz fortgesetzten Wendens der Strohsäcke zu faulen begann. Zum Zudecken erhielten wir jeder zwei leere Strohsäcke; da diese aus einem beinahe papierstoffähnlichen, steifen, groben Gewebe bestanden, wie es noch aus der Ersatzwirtschaft der Kriegszeit her erinnerlich ist, kann man sich leicht vorstellen, daß wir trotz der sommerlichen Jahreszeit froren wie die jungen Hunde; Flaschenbier-Kühlkeller pflegen ja auch weder mit der Fensterfront nach Süden noch auch sonst so angelegt zu sein, daß sie leicht von der Sonne erwärmt werden könnten – im Gegenteil! Wir lagen also, feucht und kalt, wochenlang in diesen Katakomben auf dem Zementfußboden; die meisten unter uns wagten gar nicht, des Nachts auch nur ein Kleidungsstück abzulegen. Aber wie wohl wäre uns trotzdem noch gewesen, wenn wir zu Beginn unserer Oranienburger Passionszeit hätten ahnen können, daß der Besitz von zwei leeren Strohsäcken zum Zudecken nur ein vorübergehender Luxus war! Nach einigen Wochen nämlich erfolgten unter der vorbildlichen Verwaltung des Dritten Reiches die Verhaftungen und Ueberführungen ins Konzentrationslager bedeutend schneller als die Lieferung neuer Strohsäcke. Also mußten wir, in mehrfachen Appellen immer wieder gesiebt, zum größten Teil die zum Zudecken erhaltenen leeren Strohsäcke wieder abgeben, damit sie gestopft und den Neuankömmlingen als Schlafunterlage gegeben werden konnten. Durch einen mehrwöchigen Zeitraum hindurch hatte ein großer Prozentsatz der Gefangenen, zuweilen mehr als die Hälfte der Lagerinsassen, buchstäblich nichts anderes zum Zudecken als den eigenen Bauch – also nichts! Und das in Kühlkellern mit meterdicken Mauern!

Wir schliefen aber inzwischen nicht mehr auf dem Fußboden. Eines Tages wurden Balken und Bretter angerollt, und mit viel Ueberstunden – um dem einheimischen Oranienburger Handwerk eine allzu hitzige Arbeitsbeschaffung zu ersparen, arbeiteten überwiegend unter den Gefangenen ausgesuchte Zimmerleute – wurden in die Schlafkatakomben „Betten“ eingebaut. So viele Bilder auch aus dem Oranienburger Lager im Laufe der Zeit in der nationalsozialistischen Presse erschienen sind, so hat man sich doch sorgfältig gehütet, diese Kaninchenställe – anders kann man die Schlafsäle der Gefangenen nicht bezeichnen – der Oef-

fentlichkeit im Bilde vorzuführen. Die Kühlkeller sind lange schmale Räume, die auf einen dunklen Gang münden, während an der entgegengesetzten Schmalseite sich ein Fenster (mit ganz unzulänglichen Möglichkeiten der Lüftung) befindet. In diese Kellerschläuche wurden nun rechts und links Pfostengestelle eingebaut, die ohne Unterbrechung vom Gang bis zum Fenster reichen. Auf diesen Gestellen lagen die Gefangenen noch heute, drei Etagen übereinander! In jedem Kellersaal sind bei voller Belegung je nach der Größe des Raumes durchschnittlich 138 Menschen untergebracht. Die Betten liegen so dicht übereinander, daß sich der Gefangene knapp bis zum aufrechten Sitz erheben kann, und da sich keine Zwischenräume von Bett zu Bett befinden, müssen die Gefangenen tatsächlich wie in einem Kaninchenstall vom Fußende her auf ihre Lagerstätte hinaufkriechen. Ein Gefangener hat den Schlafsaal seiner Kompanie, der noch nicht die schlechtesten Bedingungen aufwies, sachverständig ausgemessen und festgestellt, daß in diesen Schlafsälen auf jeden Gefangenen im Durchschnitt drei Kubikmeter Luftraum entfallen. Das ist noch nicht ein Drittel dessen, was selbst in veralteten Zuchthäusern dem Verbrecher an Luftraum zugebilligt wird. Von der Beschaffenheit der Luft am Ende einer solchen Nacht eine Beschreibung zu geben, ist schlechterdings unmöglich.

Nachdem sich die Gefangenen monatelang mit diesem Zustand abgequält hatten, schien sogar selbst der Leitung des Lagers Oranienburg einzuleuchten, daß diese Verhältnisse auf die Dauer völlig unerträglich waren, und sie ließ durch elektrotechnische Facharbeiter unter den Gefangenen in jedem Schlafkeller in die äußerste Ecke eines kleinen Fenstergevierts einen Ventilator einbauen. Diese Ventilatoren laufen seitdem die ganze Nacht hindurch, sie sind aber natürlich nicht entfernt ausreichend, um eine wirksame Verbesserung der Luft herbeizuführen, Selbstverständlich sind die Schlafräume ungeheizt, sie waren es mindestens bis Anfang Dezember, trotz einer außerordentlichen Kälteperiode, die schon eingesetzt hatte.

Nach langen Monaten der behelfsmäßigen Unterbringung wurde dann endlich, wie in jedem normalen Gefängnis und Zuchthaus, den Gefangenen grobe Bettwäsche und zwei Schlafdecken gegeben. Aber bevor dies geschah, spielte sich noch eine für die Lagerleitung bezeichnende Episode ab :

Einige Vertreter anhaltischer Behörden waren im Lager Oranienburg erschienen, um sich über die Art der Unterbringung und Verpflegung der anhaltischen Schutzhaftgefangenen zu unterrichten. Als diese Beamten (an den Grundsatz gewöhnt, daß ein Staat, der Menschen einsperrt, auch wenigstens bis zu einem gewissen Grade für sie sorgen muß) die skandalöse Schlafgelegenheit der Lagerinsassen sahen, erklärten sie uns, aus den Beständen der anhaltischen Strafanstalt Coswig die erforderliche Menge von Decken und Bettwäsche schicken zu wollen. Wenige Tage darauf verkündete bei einem abendlichen Rundgang durch die Schlafsäle der Lagerkommandant, Sturmbannführer Schäfer (von dem

noch mehr die Rede sein wird), daß wir Anhaltiner einen famosen Oberstaatsanwalt hätten, denn der wolle uns Bettwäsche und Decken schicken. Die Bettwäsche und die Decken kamen auch aus der Anstalt im Lager Oranienburg an, aber keineswegs auf die Betten der anhaltischen Schutzhaftgefangenen, sondern auf die Betten der SA. Die ganze Wagenladung aus Anhalt von Bettwäsche und Decken wurde zunächst nicht uns anhaltischen Schutzhaftgefangenen, für die sie bestimmt war, ausgefolgt, sondern damit wurden die Schlafsäle der SA ausstaffiert. Erst viele Wochen später, als inzwischen durch die Potsdamer Regierung auch die preußischen Schutzhaftgefangenen mit Decken und Bettwäsche versehen werden konnten, erhielten auch die Anhaltiner die unterschlagene Sendung.

II.

Die Folterkammer – Zimmer 16

Wie es bei den „Vernehmungen“ zugeht – Die ersten Todesopfer der Mißhandlungen – Fragen, Antworten, Gummiknüppel.

Bei unserem Eintreffen im Lager Oranienburg wurde uns von dem Sturmbannführer Krüger gleich versichert, wir wären hier nicht in einem Gefängnis und unterstünden nicht etwa Polizeibeamten, sondern wir wären in einem Konzentrationslager der SA und was das zu bedeuten hätte, würde uns schon noch aufgehen. Es begann uns aufzugehen, als man uns nach einigen Stunden militärischen Strafexerzierens am ersten und zweiten Tage unseres Lageraufenthalts in einem Tagesaufenthaltsraum unterbrachte, in dem sich die erste Zeit beständig zwei Posten mit geladenem Gewehr aufhielten und aus dem die ersten Gefangenen unseres Transports fortlaufend zu den Vernehmungen nach Zimmer 16 gerufen wurden.

Z i m m e r 16 ! Es ist ganz ausgeschlossen, etwa die Zahl der Mißhandlungen festzustellen, die bis zum Tage vor meiner Flucht in diesem Zimmer verübt worden sind und die zweifellos noch heute verübt werden. Ich vermag nicht die genaue Zahl der T o t e n anzugeben, die ihr Leben an den Folgen der ihnen im Zimmer 16 zuteil gewordenen „Vernehmung“ ausgehaucht haben, und ich beschränke mich daher auf die beiden Fälle, die ich genau kenne, von denen ich aber leider sagen muß, daß sie nicht die einzigen ihrer Art sind. Einer der ersten jungen anhaltischen Kommunisten, die am zweiten Tag nach Zimmer 16 zur Vernehmung geholt wurden, war der Arbeiter Hagedorn aus Coswig. Wir haben

ihn nach seiner Abholung nicht wieder gesehen. Nach der Vernehmung wurde er zur Sanitätsstube und dann ins Krankenhaus gebracht. Dort verschied er am Tage darauf, weil ihm vom Sturmbannführer Krüger (Trebbin) und seinen SA-Helfern buchstäblich bei lebendigem Leibe die Nieren zerschlagen worden waren. Drei Tage waren wir im Konzentrationslager Oranienburg, und schon hatten wir bei dem anhaltischen Transport von 42 Mann den ersten Toten.

Am 28. Juni, am 14. Tage unseres Aufenthaltes, hatten wir den zweiten Toten, den 31jährigen Arbeiter Sens aus Zerbst. Ich habe ihm in seiner letzten Stunde Wasser gebracht und sonst beigestanden. Die Spuren der Mißhandlungen an seinem Körper, blutunterlaufene, tiefblau und schwarz gefärbte Stellen auf dem Rücken von den Schulterblättern bis zum Gesäß, auf den Oberschenkeln und an den Waden, habe ich gesehen. Ich kann also bezeugen, daß auch dieser vollkommen gesund gewesene kräftige Arbeitersportler vom Sturmbannführer Krüger und zwei SA-Männern, also mit drei Gummiknüppeln zu Tode geschlagen worden ist. Er verschied durch Herzschlag infolge der durch die zahllosen und wahn-sinnigen Schläge am ganzen Körper aufgetretenen Blutstauungen.

In welcher Weise gleich zu Anfang unseres Aufenthalts in Oranienburg in diesem Zimmer 16 eine Anzahl der mit uns eingelieferten Gefangenen mißhandelt worden sind, sei außer an den beiden schon geschilderten Todesfällen noch an weiteren Beispielen gezeigt. Offiziell hieß übrigens diese Folterkammer „Polizei- und Vernehmungsabteilung“.

Bei dem ersten anhaltischen Transport befand sich auch ein junger Dachdecker namens Nowak, der durch einen schweren Arbeitsunfall einen Wirbelsäulenbruch erlitten hatte, völlig erwerbsunfähig war und zur Aufrechthaltung seines Körpers dauernd ein besonderes Korsett tragen mußte. Diesem armen Menschen wurde bei der Vernehmung auf Zimmer 16 ein Stuhl hingestellt. Als er saß, stand vor ihm ein SA-Mann und hinter ihm einer, beide mit den fleißig in Tätigkeit gesetzten Gummiknüppeln. Dann wurde ihm fortgesetzt „Aufstehen!“, „Hinsetzen!“, „Aufstehen!“, „Hinsetzen!“ befohlen, jeder Befehl, der nie so schnell ausgeführt werden konnte wie es den Folterknechten beliebte, war natürlich von Schlägen begleitet. Als wieder einmal „Hinsetzen!“ befohlen war, zog der hinten stehende SA-Mann blitzschnell den Stuhl weg, so daß der Wirbelsäulenkrüppel mit ganzem Körpergewicht auf den Fußboden stützte.

Ein stämmiger Metallarbeiter im besten Mannesalter, seit langem im politischen Leben stehend und ganz gewiß alles andere als zimperlich, kam vom Zimmer 16 schon nach wenigen Stunden wie eine Ruine seiner selbst zurück. An den auf ihren doppelten Umfang angeschwollenen Händen sah man schon von weitem, welches Martyrium ihm von Sturmbannführer Krüger und seinen Helfern (einer der schlimmsten: SA-Mann Kurt Müller aus Teerofen, Kr. Niederbarnim) bereitet worden war. Dieser Mann, der die ganze Nacht darauf wegen unsinniger Schmerzen nicht liegen konnte, versicherte mir mit einer vor Wut und Scham zitternden

Stimme, er habe sich, so alt er sei, noch nie verunreinigt – aber in Zimmer 16, das könne ich glauben, ginge einem sofort der Urin und der Kot ab, wie einem kleinen Kinde, so unvorstellbar werde zugeschlagen ... Selbst die Leitung dieses Lagers stellte den Mann wochenlang von jeder Arbeit frei. Man darf bezweifeln, ob er nach seiner inzwischen erfolgten Entlassung je wieder gesund werden wird, denn er ist so entsetzlich auf die Nieren geschlagen worden, daß er wohl zeitlebens unter den Folgen der grausamen Mißhandlung zu leiden hat.

Der vernehmende Sturmbannführer Krüger pflegte stets mit Fragen nach etwaigen Vorstrafen zu beginnen. Sobald die vernommenen Gefangenen auf solche Fragen nicht augenblicklich antworteten, hagelte es Schläge. War die Antwort nicht präzise genug, hagelte es Schläge. Konnte sich ein vorbestrafter Gefangener nicht genau auf das Datum einer Verurteilung besinnen, hagelte es Schläge. Dabei hatte der vernehmende Sturmbannführer den amtlichen Auszug aus dem Strafregister zur Hand, so daß er alle Daten und Einzelheiten vor sich sah. Der Gefangene dagegen, durch die Mißhandlung maßlos erregt und völlig außerstande, zu ruhiger Ueberlegung zu kommen, konnte gar nicht so schnell und so genau antworten – also hagelte es Schläge. Wußte ein Gefangener nicht, auf Grund welches Paragraphen des Strafgesetzbuches oder der verschiedenen Notverordnungen er verurteilt war (und wie viele konnten das überhaupt wissen!), so hagelte es Schläge. Die Vernehmungen in Zimmer 16 waren nicht nur mit Mißhandlungen entsetzlichster Schärfe und Dauer verbunden, um bestimmte Aussagen, z. B. nach dem Verbleib von Waffen usw., zu erzwingen, sondern die Vernehmungen waren darüber hinaus oft nur der Vorwand zu Mißhandlungen. Wie die Antwort auf die Fragen auch lautete – es hagelte Schläge.

Ein führendes Mitglied des Reichsbanners der Stadt Oranienburg, Richter, wurde kurz vor seiner silbernen Hochzeit ins Lager gebracht. Da unter der SA-Wache des Lagers sich eine Anzahl Oranienburger SA-Leute befanden, ergab es sich beinahe von selbst, daß von ihnen an dem früheren politischen Gegner Rache genommen wurde, aber das Ausmaß, in dem das geschah, war tatsächlich entsetzlich. Nacht für Nacht erschienen vertierte SA-Leute in dem Schlafräum, in dem Richter lag, und schlugen ihn wie verrückt, und auch in dem Arrest wurden diese Mißhandlungen fortgesetzt. Der Mißhandelte ist ein großer, kräftiger Mann, der schon etwas aushalten kann, aber diese Torturen brachten ihn zu einer so verzweifelten Handlung, daß ihre Wiedergabe völlig ausreicht, um einen Begriff von dem Umfang und der Grausamkeit der ihm zugefügten Mißhandlungen zu geben. Richter nahm in der neunten Nacht den Deckel seiner blechernen Tabakdose, einen stumpfen Gegenstand, und versuchte sich damit die Pulsader zu durchschneiden – als ich kurz nach der Einlieferung ins Lager seinen Arm sah, waren noch die schrecklichen Spuren dieses Selbstmordversuches zu sehen, eines mit so untauglichen Mitteln unternommenen Versuches, dessen Ausführung ihm selber beträchtliche Schmerzen zugefügt hatte – Schmerzen, die ihn doch nicht

abhielten, diesen gräßlichen Weg als letzte Ausflucht aus der Hölle der Gefangenenmißhandlung zu gehen.

Ganz vereinzelt und nur sehr vorübergehend schien es, als sei der Lagerkommandant Schäfer nicht mit den Vorgängen in Zimmer 16 einverstanden, und Monate später, als Sturmbannführer Krüger, der Chef-sadist des Oranienburger Lagers, abgehalftert worden war, rückte er auch von ihm ab. Zuweilen ließ der Kommandant Schäfer den Standardenarzt Dr. Lazar, Oranienburg, in Aktion treten, aber das waren nur seltene Anwandlungen von Verantwortungsgefühl, die umso rascher wieder verflogen, als Schäfer selbst sich auch mehr als einmal an Gefangenen vergriff.

*

Der Standardenarzt Dr. Lazar ist ein Kapitelfür sich. Niemand unter uns Gefangenen erwartete von einem nationalsozialistischen Arzte eine normal menschliche Behandlung. Viele von uns waren beim Militär und im Kriege gewesen und wußten, daß man erst dann dienstunfähig krank war, wenn man sozusagen mit dem Kopf unter dem Arm antrat. Aber wenn auch unsere an den Lagerarzt gerichteten Erwartungen schon so niedrig wie möglich gehalten waren – Herr Dr. Lazar hat noch die herabgestimmteste Erwartung bei weitem unterboten. Er behandelte alle Krankmeldungen von vornherein als Simulation und gab nie acht, ob etwaige Anordnungen, die er bei augenscheinlich schlimmen Fällen schließlich doch mal treffen mußte, von den SA-Sanitätern (unter denen sich ebenfalls Folterknechte befanden) auch ausgeführt wurden. Er hörte sich kaum die auf seine eigene Frage angegebenen Beschwerden der Gefangenen an, und errichtete so eine „ärztliche“ Praxis, bei der Aspirin, Jod und Rhizinusöl der medizinischen Weisheit letzter Schluß war.

Vor allem aber: Dr. Lazar hat die Totenscheine für die beiden zu Tode geschlagenen anhaltischen Gefangenen ausgestellt, er muß also die wahre Todesursache dieser beiden unglücklichen Opfer des Zimmers 16 festgestellt haben. Trotzdem wurden sie von ihm zur Beerdigung freigegeben. Ja, wenn Deutschland noch ein Rechtsstaat wäre . . .

III.

Der Tagesverlauf in Oranienburg

Wecken – Waschen – Kaffeetrinken – Antreten – Die Arbeit – Die Verpflegung – „Frei“-Zeit.

Wecken.

Im Sommer und Herbst wurde 5.30 Uhr geweckt. Der diensthabende SA-Führer, ein Scharführer oder Truppführer, kam in den Gang zu den Schlafkatakomben und pfiß; sowie er aber die Pfeife abgesetzt hatte, begann auch in der Regel gleich, je nach dem Temperament und der Laune des Betreffenden, die unflätigste Schimpferei auf die Gefangenen, die nicht binnen weniger Sekunden aus ihren Kaninchenställen herausstürzten.

Waschen.

Monatelang war – trotz der Belegung mit Hunderten von Menschen! – im ganzen Lager Oranienburg keine andere Waschgelegenheit vorhanden als eine kleine Pumpe, vor der sich die Gefangenen drängten, um eine Handvoll Wasser zu erhaschen. Erst im Juli wurde einer der Kühlkeller als Waschraum eingerichtet, mit Brausen, Waschbecken an den Wänden entlang und Lattenrosten über dem Fußboden. Dieser Waschraum war freilich auch unzulänglich, als die Belegschaft zeitweise bis auf 1100 Gefangene stieg, aber er war trotzdem die einzige Spur von Zivilisation im ganzen Lager, und bei dem Herumführen von Besuchern des Lagers tat sich die Leitung nicht wenig darauf zugute.

Kaffeetrinken.

Nach dem Waschen gibt es Kaffee und Frühstück. Im Sommer war vorher noch Gymnastik im Freien, die viele unter uns sehr gern mitmachten, denn nach der Nacht in solchen Schlafräumen waren Atemübungen in frischer Morgenluft eine wahre Erlösung. Aber das hat schon lange aufgehört.

Der Kaffee ist das bei solcher Massenverpflegung übliche Gebräu aus gebranntem Korn und Zichorie, das kann wohl nicht anders sein, und der Kaffee ist noch der erträglichste Teil der Oranienburger Verpflegung. Zum Kaffee gibt es tagaus und tagein dieselbe Doppelstulle mit „Marmelade“ oder zuweilen Pflaumenmus. Minderwertiges Zeug, und da diese Brote schon tags zuvor gestrichen wurden, war alles in die Schnitten eingezogen, so daß man nur ein rötlich-feuchtes, schmieriges Stück Brot in die Hand bekam. Selbst die ärmeren Leute unter den Gefangenen haben schon beim Frühstück versucht, sich mit Hilfe ihrer verzweifelt sparenden Angehörigen diese schauerhafte Verpflegung zu ergänzen.

Antreten!

„Die meiste Zeit seines Lebens steht der Soldat vergebens“ – so sagten wir beim Militär zu der ewigen Antreterei; aber ein Oranienburger Schutzhaftgefangener steht noch viel mehr. Im Antreten, in stundenlangen Appellen wurde und wird im Oranienburger Lager Erkleckliches geleistet, und für manche SA-Führer, z. B. den Sturmführer Ewe (von dem später noch die Rede sein wird), gilt der Appell das beliebig lange Wartenlassen besonders abends nach schwerer Tagesarbeit als ein beliebtes Mittel, ihre Herrschsucht zu befriedigen.

Eine Stunde nach dem Aufstehen treten die Außenkommandos zum Abrücken aus dem Lager an, eine halbe Stunde darnach das Innenkommando zu seinem Arbeitsbeginn. Das Innenkommando hat auch nach der Mittagspause wieder vor Arbeitsbeginn einen Appell, und abends waren immer, manchmal bis zur Dauer von zwei Stunden, Appelle der gesamten Belegschaft.

Die Arbeit.

In den letzten Tagen des November kamen in Oranienburg Gefangene aus dem Konzentrationslager Mooringen bei Hannover an, die berichteten, daß in diesem Lager kein allgemeiner Arbeitszwang bestanden habe, sondern die Beteiligung an Innen- wie an Außenarbeiten freiwillig gewesen und außerdem, wenn auch nur mit 20 und 30 Pfennigen pro Tag, entlohnt worden sei. Diese Berichte erweckten in uns Oranienburgern geradezu paradiesische Vorstellungen, denn von einem solchen Entgegenkommen war in unserem Lager auch nicht im mindesten die Rede.

Im Konzentrationslager Oranienburg bestand und besteht noch allgemeiner und rücksichtslos durchgeführter Arbeitszwang. Ein Insasse des Konzentrationslagers Oranienburg ist nicht ein politischer Schutzhaftgefangener, der nur in seiner Bewegungsfreiheit beschränkt und sonst mit gewissen Rechten ausgestattet wäre, als Mensch behandelt zu werden. O nein, ein Insasse des Konzentrationslagers Oranienburg ist vielmehr ein Galeerensträfling, der selbstverständlich von morgens bis abends arbeiten muß.

Monatelang bestand die Arbeit sämtlicher Lagerinsassen darin, das Lager aufzubauen und einzurichten. Die Arbeit der Gefangenen bei der Einrichtung der Schlafsäle wurde schon erwähnt, und in der gleichen Weise wurden der Tagesaufenthaltsraum, die Handwerkerstuben und anderes von den Gefangenen eingerichtet und in Betrieb gehalten. Ebenso wurden die neuerrichteten Bauten von den Gefangenen ausgeführt – über einen allzu wirtschaftsbelebenden Zustrom von Aufträgen aus dem Lager konnte sich das Oranienburger Handwerk gewiß nicht beklagen!

Im Sommer begann man dann mit der Bildung der Außenkommandos in Gruppen von 10 bis zu 150 Gefangenen. Sie wurden eingesetzt

für Straßenarbeiten (z. B. die Anlegung eines Radfahrweges an der Chaussee Oranienburg-Schmachtenhagen), für Ausbesserungsarbeiten (z. B. in der Städtischen Badeanstalt Oranienburg), Forstarbeiten (z. B. Freihacken von Baumkulturen, Leerschlagen versumpfter Lichtungen, Anlegen von Hügel- und Platzreihen für neue Kulturen in den Forsten Lehnitz und Behrensbrück), Planierungen (z. B. die Aufschüttung saurer Wiesen in Neu-Holland, Kr.-Niederbarnim), für Kanalarbeiten (z. B. die Verbreiterung und Verlängerung des Murgrabens bei Oranienburg), für Planierungen (z. B. das Abtragen und Ausgleichen des Geländes einer ehemaligen Ziegelei bei Blumberg bei Bernau. Die Zweigstelle des Oranienburger Lagers in Blumberg bei Bernau wurde am 17. September mit 100 Gefangenen eingerichtet, die auf dem Vorwerk eines Ritterguts untergebracht waren.) Die Arbeit auf den Außenkommandos dauerte in der Regel von morgens 7 bis nachmittags 5 Uhr, die manchmal stundenlangen Märsche zur Arbeitsstelle eingerechnet, und sie war von einer kürzeren Frühstücks- und von einer längeren Mittagspause unterbrochen. Manche dieser Arbeitskommandos waren erträglich; erträglich dadurch, daß nicht zur Arbeit angetrieben wurde, und erträglich durch vernünftiges Verhalten anständiger SA-Leute (auch solche gibt es erfreulicherweise), die als Posten den Kommandos beigegeben waren. Aber es gab und gibt noch Arbeitskommandos, auf denen ein politischer Schutzhaftgefangener eben wirklich nichts anderes ist wie ein zu Zwangsarbeit verurteilter Zuchthäusler; so behandelte z. B. der Schachtmeister des Kommandos Neu-Holland, der gegenwärtig die Ziegeleiplanierung bei Blumberg leitet und ein besonders übler Mensch ist, die Gefangenen, und so trat auch der Revierförster Pohl-Behrensbrück (Oberförsterei Sachsenhausen) uns gegenüber auf.

Die Verpflegung.

Das Innenkommando des Lagers erhielt das Mittagessen gegen 12 Uhr, die Außenkommandos bekamen es nach ihrer Rückkehr von der Arbeit zwischen 5 und 6 Uhr. Die Oranienburger Küche hat als Koch einen SA-Anwärter namens Köpke, ein älterer Mann, der sich durch eine besonders häßliche Tonart gegenüber den Gefangenen und durch eine geradezu verheerende Kochkunst auszeichnet. Es ist wirklich keine Uebertreibung, zu sagen, daß die Verpflegung im Oranienburger Lager – das gilt für die sechs Monate meines Aufenthaltes unverändert – miserabel, daß sie unter aller Kritik war. Es gab die üblichen Gerichte für Massenverpflegung, Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen), Reis, Kohl, Rüben, Nudeln, und einmal in der Woche fertig aus einer Massenküche in Berlin bezogenen gebackenen Fisch. Die Hülsenfrüchte, aber auch der Reis und die Nudeln, wurden mit einem Uebermaß von Kartoffeln gekocht – von dem Geschmack eines solchen aus Nudeln und Kartoffeln gemischten Schweinefutters ohne nennenswerten Fleischzusatz, ohne etwas anständiges Gewürz, macht sich der Leser keine Vorstellung. Man glaube aber nicht, daß dieses Urteil nur von denen gefällt worden

wäre, die vor ihrer Einlieferung ins Konzentrationslager sich einer gehobenen Lebenshaltung erfreuten und gewisse Ansprüche an das Essen stellten, sondern: dieses Urteil über die Oranienburger Verpflegung wurde massenhaft von den Gefangenen jeder Herkunft tagaus, tagein durch die Tat gefällt; es konnten nämlich manchmal gar nicht genug Tonnen für die Speisereste aufgestellt werden, es gab Tage, an denen diese Tonnen überliefen, weil selbst arme Gefangene, die ihre Verpflegung durch Zubeßen von außerhalb nicht im mindesten ergänzen konnten, lieber das Essen wegschütteten und hungerten, als ihrem Magen die Verdauung dieser Küchenprodukte zuzumuten.

Das Abendbrot bestand gelegentlich aus einer dünnen Suppe, zu der oft genug die Reste des Mittagessens verwendet und Scheiben trockenen Brotes gegeben wurden. Sonst aber – und dies Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, Wochentag wie Sonntag – bestand das Abendbrot immer nur aus einer Doppelstulle, die nicht sehr üppig mit Schweineschmalz bestrichen war. Irgendwelche noch so bescheidenen Beigaben, wie man sie etwa bei der Gefängniskost selbst in Anstalten mit mäßiger Verpflegung selbstverständlich kennt, hat es in Oranienburg nicht gegeben. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß die Gefangenen, die auf Außenkommando gehen, von jeher ein zweites Schmalzstullenpaar erhalten.

Mit einer solchen Verpflegung können auf keinen Fall die zu einer so umfangreichen Arbeitsleistung erforderlichen Körperkräfte erhalten werden. Die meisten Gefangenen erhielten daher auch von ihren Angehörigen Lebensmittelpakete. Dabei sei hervorgehoben:

Rund 90 Prozent der Schutzhaftgefangenen dieses Lagers waren Wohlfahrtserwerbslose. Als bei einem Abend-Appell einmal aufgerufen wurde: „Wohlfahrtserwerbslose vortreten!“, da traten von der gesamten Gefangenen-Belegschaft neun Zehntel vor, und nur ein Rest solcher Gefangener blieb stehen, der bei der Verhaftung noch in Arbeit und Brot gewesen war oder dessen Familien sonst noch über eine Existenzgrundlage verfügten. Da aber eine große Anzahl von Gefangenen Pakete nicht nur mit Wasche, sondern auch mit Lebensmitteln und Rauchwaren erhielt, mußten viele, viele Frauen eine Sparsamkeit üben, die das Unmögliche möglich machte. Es gab, wie überall im Lager, in meiner Kompanie Kameraden, deren Frauen 5, 6, 7 Mark Unterstützung wöchentlich bekamen und es mit einer an Selbstverleugnung grenzenden Einschränkung dennoch fertig brachten, ihren Männern wenigstens einen bescheidenen Zusatz zu der völlig unzureichenden Lagerverpflegung zu senden.

Von einigen Zeiten der Postsperre abgesehen, wurden die Lebensmittelpakete von der Lagerverwaltung als willkommene Zubuße hereingelassen. Das Oranienburger Lager erhält von allen Behörden, die Schutzhaftgefangene dort unterbringen, pro Mann und Tag 1.50 Mark, es könnte also dafür eine ausreichende Verpflegung bieten. Trotzdem spekuliert die Leitung darauf, daß gut die Hälfte der tatsächlich ver-

zehrten Verpflegung praktisch durch die Gefangenen und ihre Angehörigen selbst aufgebracht wird; es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn man in diesem Umfang die Gesamtsumme der durch Zehntausende von Paketen in diesem halben Jahre eingeführten Lebensmitteln bemißt.

„F r e i" - Z e i t.

Nach dem offiziellen Arbeitsschluß des Innen- und der Außenkommandos war Freizeit bis zum Schlafengehen. Der Zapfenstreich war bis vor einiger Zeit um 9 Uhr, seitdem aber müssen die Gefangenen schon um 1/2 8 Uhr abends schlafen gehen, damit sie sich in der miserablen Luft der Schlafsäle noch etwas länger aufhalten. Von 5 bis 9 Uhr – das könnten vier Stunden Freizeit sein, in der sich die Gefangenen unterhalten, Schach oder Karten spielen, lesen oder sich sonst nach ‚Gutdünken‘ beschäftigen könnten. Aber wozu Gefangene auch nur für Stunden in Ruhe lassen – das wäre ja noch schöner? Die Kerle sind doch in einem Konzentrationslager und nicht in einem Sanatorium! Also wurde in die abendliche Freizeit der Appell verlegt, dessen Dauer zwischen einer halben, einer ganzen oder gar zwei Stunden abwechselte. In der letzten Zeit wurde es üblich, abends von den auf Außenkommando gewesenen Gefangenen noch die Kartoffeln für den nächsten Tag schälen zu lassen. Stand eine der sehr beliebten Besichtigungen des Lagers durch irgend einen höheren SA-Führer oder eine ähnliche Größe bevor, so wurde die abendliche Freizeit zu Aufräumarbeiten, Abtransport herumliegender Steinhaufen und ähnlich sinnigen Beschäftigungen verwandt. Unter den im Lager maßgebenden Trupp- und Scharführern der SA gibt es mehrere, die keinen Gefangenen stillsitzen sehen können, und damit sind wir an einem Punkte, der für die Konzentrationsmenschenschinderei ebenso kennzeichnend ist, wie die Mißhandlungen durch Schläge.

Jeder Mensch hat ein natürliches Bedürfnis nach Ruhe, nach selbstgewählter Beschäftigung während einiger Erholungsstunden zwischen Tagesarbeit und Schlaf. Sei diese Zeit auch noch so knapp bemessen – das bloße Bewußtsein, sie nach Gutdünken verwenden zu können, das Gefühl der Sicherheit, während einer solchen Freizeit nicht gestört zu werden, schafft allein schon eine gewisse Entspannung. Gerade dies wird im Oranienburger Lager systematisch verhindert. Kein einziger Gefangener ist keine einzige Minute der sogenannten Freizeit davor sicher, zu irgend einer Extraarbeit oder zu einer Schikane weggerufen zu werden. Diese beständige Unruhe (denn von dieser Störung der Freizeit wird reichlich Gebrauch gemacht!) ist eine unaufhörliche Qual. Es gibt im grausamen China eine Folter, bei der man dem gefesselten Opfer in regelmäßigem Zeitabstand unaufhörlich einen Wassertropfen auf eine bestimmte Stelle des Kopfes fallen läßt, so daß der gefolterte Mensch nicht eine Minute Ruhe hat, denn nach dem Niederfallen des ersten Tropfens ist, wie nach dem Wesen des menschlichen Denkens nicht anders möglich, die erwartende Furcht schon auf den nächsten

gerichtet und so fort. Dieser chinesischen Folter ist die über alle Begriffe infame Methode des Oranienburger Lagers in gewisser Weise vergleichbar, die Gefangenen auch in ihrer Freizeit nie, nie, nie zur Ruhe kommen zu lassen. Möglicherweise hält mancher Leser diesen Vergleich für übertrieben, aber man glaube mir: das Vierteljahr Einzelhaft im Dessauer Gefängnis, das ich in meiner ersten Schutzhaftzeit vor Oranienburg verbrachte, erschien mir nach den Oranienburger Erfahrungen von einer geradezu himmlischen Ruhe erfüllt, und so ging es allen Gefangenen, die vor ihrer Einlieferung ins Lager die Ordnung einer Gefängniszelle kennen gelernt hatten. Der Gefangene ist im Lager Freiwild für alle Launen irgendeines SA-Mannes; es gibt grundsätzlich für ihn kein Recht auf eine noch so knapp bemessene Freizeit. Sitzt er im Tagesraum, von achtstündiger Kanalarbeit müde, so muß er trotzdem gewärtig sein, daß jeden Augenblick einer kommt, pfeift und sich 20 Gefangene, je nach Laune, zu irgend einem Zweck herausholt – und wehe, wer da nicht gleich nach dieser chinesischen Pfeife tanzt!

Von dieser Gestaltung der Freizeit macht auch der Sonntag keine Ausnahme. Es gab im Sommer mal einige Wochen, in denen Sonntags völlige Ruhe herrschte, aber dieser Zustand ist, weil zu human, schnell wieder beseitigt worden. Oft wurde Appell mit Kleidungsstücken, Eßnapf, Trinkbecher und ähnlichen Dingen gemacht, oft mußten wir Sonntag nachmittags stundenlang wie die Verrückten immer im Kreise herummarschieren, mal war dies, mal war jenes – der bloße Gedanke, daß die Gefangenen einen ruhigen Tag haben könnten (der doch wirklich der mindeste Ausgleich für ihr erbärmliches Los wäre!) scheint der Lagerleitung offenbar unerträglich. So besteht denn nicht der geringste Teil der Oranienburger Menschenschinderei in diesem ewigen Gehetztsein, in diesem nie, nicht eine Tages- oder Abendstunde zur Ruhe-Kommen-Können – eine Qual, die zu einer entsetzlichen Reizbarkeit der länger Inhaftierten geführt hat.

Das alles, vom Wecken bis zum Ende solcher „Freizeit“, ist ein normaler Tagesverlauf in Oranienburg!

IV.

Die verantwortlichen SA-Führer des Lagers

Der Kommandant Schäfer – Grauenhafte Mißhandlung von vier Arbeitern – Der Chefsadist Krüger – Dessen Nachfolger Stahlkopf – Der schleichende Sadist Ewe – Die Landsknechte vom Tagesdienst.

Es ist wohl nun an der Zeit, dem Leser die verantwortlichen SA-Leute des Lagers vorzustellen.

Der Kommandant: Sturmbannführer Schäfer.

Seit Errichtung des Lagers ist Kommandant der Oranienburger Sturmbannführer Schäfer. Er war Polizeioffiziersanwärter, wurde aber unter Severing nicht als Polizeioffizier angenommen, arbeitete dann als kleiner Bankbeamter und betätigte sich nebenher als Organisator und Führer eines SA-Sturmbanns. In dieser Eigenschaft wurde er Kommandant des im Bereich der SA-Standarte 208 errichteten Konzentrationslagers.

Schäfer ist ein durchaus subalternen Mensch. Sein Haß gegen die Sozialdemokraten ist grenzenlos. Er betätigt ihn mit Vorliebe dadurch, daß er wehrlose Gefangene, die nach der Lagerordnung natürlich vor ihm strammstehen müssen, auf unflätige Weise beschimpft. Zu tätlichen Mißhandlungen durch Schläge hat sich Schäfer nicht häufig hinreißen lassen; um so freigebiger war er mit der Verhängung von Disziplinarstrafen, Dunkelarrest, Post- und Besuchssperre und Verschickung auf Strafkommandos. Der Versuch, eine Art von Gerechtigkeit zu üben und sich z. B. auch die Verteidigung eines angeschuldigten Gefangenen anzuhören, blieb bei Schäfer auf sehr wenig Fälle beschränkt. Der Kommandant Schäfer ist, daran kann kein Zweifel sein, in vollem Umfange für alles verantwortlich zu machen, was sich an Verbrechen, Mißhandlungen und sonst menschenunwürdiger Behandlung der Gefangenen je in Oranienburg ereignet hat. Schäfer ist auch voll verantwortlich für die Einrichtung der Dunkelarrestzellen, von denen noch zu sprechen sein wird. Vor den Gefangenen hat Schäfer einmal erklärt, was in Zimmer 16 geschehen sei, müßten die Betroffenen mit ihrem Gewissen abmachen, und Ton und Gelegenheit dieser Erklärung sollten wohl den Anschein erwecken, als rücke der Kommandant von jeder Gefangenen-Mißhandlung ab. Dem stand aber sein eigenes Verhalten zu den Gefangenen entgegen, und schließlich: nach dem nationalsozialistischen Führerprinzip ist selbstverständlich der mit so außerordentlicher Befehlsgewalt ausgestattete Kommandant selber verantwortlich, und der Versuch, die Verantwortung für alle die verbrecherischen Gemeinheiten auf Untergebene abschieben zu wollen, ist nicht nur unmöglich, sondern auch verächtlich, aber er ist eben für den Charakter des Schäfer bezeichnend. Schäfer

enthüllte sein Landsknechtswesen aber nicht nur durch die ganze Führung seiner Lagerkommandantur, sondern auch besonders dann, wenn er vor der Front der Gefangenen Reden hielt. Als eines Tages ein Kommunist aus dem Lager geflohen und zugleich von umfangreicher illegaler Arbeit draußen berichtet worden war, ließ der Kommandant alle Gefangenen auf dem vorderen Hofe antreten, das oberhalb des Hofes (nicht sehr sachverständig) montierte Maschinengewehr wurde geräuschvoll geladen und dann erklärte Schäfer mit wutbebender Stimme, er werde jeden fünften Mann erschießen lassen, er werde das vor der Regierung verantworten, wir sollten uns ja nicht darüber täuschen, daß er genügend Nerven habe, seine Maßregeln durchzuhalten, und dann kamen die Maßregeln: vier Wochen Rauchverbot, acht Wochen Brief- und Besuchssperre für sämtliche Gefangenen! Zwei Monate lang wurde jede Verbindung zwischen den Gefangenen und ihrer Familien zerrissen; aus der Verhängung solcher Maßnahmen machte sich Schäfer kein Gewissen.

Das Schlimmste jedoch, was sich der Kommandant Schäfer neben der Einrichtung der Dunkelarrestzellen geleistet hat, war die Mißhandlung von vier Arbeitern aus der nördlich von Oranienburg gelegenen Gemeinde Friedrichsthal.

Im Sommer 1932, also lange vor der nationalsozialistischen Macht ergreifung, hatte ein sechzehnjähriger Hitlerjunge auf einem linksstehenden Personen gehörenden Grundstück in Friedrichsthal, auf der Wiese hinter dem Haus, ohne Erlaubnis der Besitzer sein Zelt aufgebaut und dazu, natürlich in provokatorischer Absicht, die Hakenkreuzfahne gehißt. Vier Arbeiter sahen das und bestrafte den Dummenjungenstreich mit dem Umwerfen des Zeltes und ein paar Ohrfeigen; sonst ist dem Jungen aber nichts weiter passiert. Diese vier Arbeiter wurden ein Jahr nach dem Vorfall ins Oranienburger Lager eingeliefert und schon dabei, wie das sehr, sehr oft beim Empfang neuer Gefangener geschah, geschlagen; dem ältesten von ihnen hatte die SA ein großes Plakat um den Hals gehängt, auf dem der Vorfall, natürlich in sinnloser Uebertreibung, wiedergegeben war.

Eines Nachts wurden die vier kurz vor Mitternacht aus dem Schlafsaal geholt und gezwungen (der älteste wieder mit dem Plakat um den Hals), auf dem gepflasterten vorderen Hof des Lagers immer im Kreise herumzumarschieren.

Als wir morgens aus den Schlafsälen kamen, marschierten sie schon sechs Stunden lang.

Als wir mittags zum Essenholen antraten, marschierten sie noch immer, schon zwölf Stunden lang, ohne Pause, immer im Kreise herum, in glühender Sommersonne, mit bloßen Füßen auf dem heißen Pflaster.

Dem ältesten unter ihnen hing die Haut buchstäblich in blutenden Fetzen von den Füßen. Ein SA-Sanitäter, dem diese Tortur denn doch zu weit ging, holte den alten Mann in die Sanitätsstube, um ihm die Füße zu verbinden – ein Beginnen, das unterbleiben mußte, weil sich

der Sanitäter einen fürchterlichen Anschauzer des Lageradjutanten Daniels zuzog. Der qualvolle Marsch ging weiter.

Endlich, nachmittags nach fünf Uhr, ließ man die vier aufhören. 17 Stunden waren sie immer im Kreise herumgelaufen – in der glühenden Hitze des Sommers, und nach den ohnehin schon vorher erlittenen Mißhandlungen – kein Wunder, daß sie vor Schmerzen und Erschöpfung die darauffolgende Nacht nicht liegen, noch viel weniger schlafen konnten. Sie waren am Ende ihrer Widerstandskraft.

Die abgründige Gemeinheit dieser Mißhandlung kennzeichnet den Kommandanten des Oranienburger Lagers Sturmbannführer Schäfer und seinen moralischen Tiefstand wohl völlig ausreichend.

Zur Roheit fügte der Lagerkommandant Schäfer den blutigen Hohn, als zur „Widerlegung“ der „Greuelnachrichten“ über das Lager Oranienburg eine Rundfunkreportage aus dem Lager gemacht wurde. Unter den Gefangenen waren auf Veranlassung der Lagerleitung diejenigen ausgesucht worden, die Musikinstrumente zu spielen verstanden, und man hatte diese Gefangenen veranlaßt, sich ihre Instrumente kommen zu lassen. Auf dem vorderen Hof des Lagers, an dessen einer Seite das Verwaltungsgebäude stand, mußte dann abends des öfteren musiziert werden, einmal, um den im Verwaltungsgebäude wohnenden SA-Führern eine Zerstreung zu bieten, zum anderen, um den draußen am Lager vorbeigehenden Menschen zu zeigen, daß es im Konzentrationslager gar nicht so schlimm zugehe . . . Aus dem gleichen Grunde wurde eine Zeitlang eine Art von Gesangschor aus den Gefangenen gebildet, der ebenfalls abends in Tätigkeit zu treten hatte.

Als nun die erwähnte Rundfunkübertragung aus dem Lager stattfand, wurde das Mikrophon durch einige Räume des Lagers getragen, wobei der Lagerkommandant einen höflich ausgedrücktsehr schönfärbenden Bericht gab, und am Schlusse der Uebertragung mußte die Gefangenenkapelle spielen und der Chor singen. Es ist wohl überflüssig zu sagen, was bei dieser Uebertragung weggelassen wurde: das Stöhnen mißhandelter Gefangener, die Schilderung der Arrestzellen, kurzum, die Wahrheit über die Hölle Oranienburg. Statt dessen schloß der Lagerkommandant die Rundfunkreportage mit einem Satze, den die dabei stehenden Gefangenen wie einen Peitschenhieb ins Gesicht empfanden:

„Damit ist unsere Uebertragung beendet. Sie hatten einen Einblick in das singende und spielende Konzentrationslager Oranienburg.“

Noch weiter konnte der Lagerkommandant die Schamlosigkeit nicht gut treiben!

Sturmbannführer Krüger aus Trebbin war bis zum Oktober der Chefsadist des Oranienburger Lagers. Angestellt von der Geheimen Staatspolizei, nahm er in Zimmer 16 die Vernehmungen vor; er hat die beiden erwähnten anhaltischen Toten auf dem Gewissen, wahrscheinlich aber noch mehr. Was sich dieser noch nicht 30jährige SA-Führer an Verbrechen, an ungehemmt tobendem Sadismus, an tätlichen Mißhand-

lungen und an moralischen Quälereien der Gefangenen geleistet hat, sträubt sich die Feder in vollem Umfange aufzuzeichnen.

Aber nicht nur in der tätlichen Mißhandlung von Gefangenen war Krüger der schlimmste im Oranienburger Lager, sondern auch in der Erfindung von moralischen Demütigungen, die ja oft, je nach der Veranlagung der davon betroffenen Menschen, mindestens so bis aufs Blut peinigen können, wie irgendwelche Prügel.

Als unser erster anhaltischer Transport in Oranienburg eingeliefert wurde, ließ Krüger gleich sechs Mann unter den 42 die Haare kurz scheeren, darunter auch mir – mit der vor der ganzen Front abgegebenen Begründung, er habe „die übelsten Verbrecher gleich richtig kennzeichnen“ lassen! Bei dieser ersten Gruppe Anhaltiner befanden sich auch einige kriminelle Gestalten, deren von ihnen behauptete Zugehörigkeit zur KPD den maßgebenden Kommunisten selbst sehr zweifelhaft, bestimmt aber nicht erwünscht schien. Unter anderem war da ein Mann namens Graupner, der neunzehn Vorstrafen wegen gemeiner Delikte hatte, also wirklich kein politischer Gefangener und alles andere als eine erfreuliche Erscheinung war. Eines Tages rief der Sturmbannführer Krüger auf dem hinteren Hof mich zu sich, und zugleich diesen Kriminellen – um uns beide mit seinem Amateurapparat zu photographieren, da er, wie er grinsend versicherte, uns beide in seiner „Raritätensammlung“ haben wolle. Damit nicht genug – beim nächsten Besuchstag meiner Frau kam Krüger mit seinen Aufnahmen an meine Frau heran, zeigte und erklärte ihr die Photographie und fragte sie

„Na, gnädige Frau, finden Sie nicht, daß Ihr Mann mit dieser Frisur viel besser aussieht?“

So mußte man als politischer Gefangener in Oranienburg nicht nur sich selbst behandeln, sondern sich auch noch vor der eigenen Frau und außerdem diese selbst verhöhnen lassen, ohne daß man mit der Wimper zucken, geschweige denn ein Wort erwidern durfte. Wie oft hielt man da nur mit äußerster Anstrengung die Tränen der Wut, die Tränen der Scham zurück!

In solchen moralischen Mißhandlungen und Demütigungen tobte sich Krüger, wie alle Sadisten und rohen Landsknechte des Oranienburger Lagers, mit einer unheimlichen Erfindungsgabe aus. Besonders stark fühlte sich Krüger, wenn nationalsozialistischer Besuch kam und er uns vorführen konnte. Wie der aufgeblasene Dompteur eines kleinen Wanderzirkus stelte er dann im Lager herum, zitierte alle „Prominenten“ des Lagers zu sich und führte sie dem Besuch gegenüber mit den gemeinen Bemerkungen vor: „Sehen Sie sich diese Hirten an! Das dort ist auch so ein vollgefressener Bürgermeister von der SPD! Dieses Judenschwein hier hat seine dreckige Presse gegen unseren Führer aufgerissen!“ und was derartige Ausfälle mehr waren – immer mußte der betreffende Gefangene, in strammer Haltung, dabei stehen und sich schweigend beschimpfen lassen!

Krüger ist im Oktober aus Gründen, die uns Gefangenen im Lager

nicht genau bekannt geworden sind, entfernt worden: erst kam er als eine Art von „Ehrenhäftling“ nach der Blumberger Zweigstelle des Lagers, und dann wurde er ganz nach seiner Heimat entlassen, wie von Besuchern aus Trebbin berichtet worden ist. Aber die von ihm geschaffene „Tradition“ des Zimmers 16 besteht weiter.

Der sie fortsetzt, ist der **S t u r m f ü h r e r S t a h l k o p f**, der sich schon zu Krügers Zeiten fleißig an allen Verbrechen beteiligte. Während dem Krüger eine gewisse draufgängerisch Brutalität eigen war, stellt Stahlkopf den Typ jenes schleichenden, besonders infamen Sadisten dar, der in seiner ganzen Wesensart von einer geradezu unvorstellbaren Gemeinheit ist. Die abgründige Niedrigkeit der Gesinnung dieses Menschen wird vielleicht durch keine Episode anschaulicher gemacht als durch jene, die sich einen Tag vor meiner Flucht abspielte.

Ein verheirateter Gefangener wird zur Vernehmung nach Zimmer 16 gerufen. Stahlkopf fragt ihn:

„Wie lange sind Sie schon in Haft?“

„Sechs Monate“, antwortet der Gefangene.

Darauf Stahlkopf: „Na, wer f . . . t denn da zuhause Ihre Frau?“

Eine besondere Eigenheit des Sturmführers Stahlkopf war es, wenn er Nachts angetrunken war, sich Gefangene aus den Schlafsälen zu holen, um sie zu schlagen oder mit ihnen auf dem Hofe herumzuexerzieren. Das tat er vor allen Dingen mit den unglücklichen Angehörigen der sogenannten Judenkompanie, die eine Zeitlang bestand und in die auch während seines Aufenthaltes im Oranienburger Lager der frühere sozialdemokratische Fraktionsführer im Preußischen Landtag Ernst Heilmann geschickt worden war. Noch am 2. Dezember ist durch Stahlkopf ein Gefangener in fürchterlicher Weise zugerichtet worden, er war von oben bis unten völlig blutunterlaufen.

Der **A d j u t a n t** des Lagerkommandanten ist der Sturmführer **D a n i e l s**. An direkten tätlichen Mißhandlungen hat sich dieser Mann, soweit ich es bezeugen kann, zwar nicht beteiligt, er gehört aber trotzdem zu demjenigen Kreise der SA-Führer im Oranienburger Lager, die für die ganzen Zustände verantwortlich sind. Seiner Stellung beim Kommandanten nach wäre er durchaus in der Lage gewesen, einen mäßigen Einfluß auszuüben. Von einem solchen Einfluß ist nicht nur nichts fühlbar gewesen, sondern das Verhalten des Daniels gegenüber den Gefangenen war solcherart, daß seine Billigung aller dieser Zustände daraus hervorging.

Der **S t u r m f ü h r e r E w e** leitet innerhalb der Verwaltung des Lagers Oranienburg die Gefangenenabteilung. Er ist im Juli ins Lager gekommen und übernahm die Einteilung der Arbeit. Büromäßig hat er außerdem die Aufnahme neuer Gefangener und die Entlassungen nach Aufhebung der Schutzhaftbefehle durch die zuständigen Behörden durchzuführen. Ewe war während des Krieges Offizier und verzehrte seine kleine Pension zuletzt im Ketschendorf im Kreise Beeskow. Dabei hat

er auch versucht, sich früher der SPD zu nähern, ist aber abgefallen. Infolgedessen geht es ihm ähnlich wie dem Kommandanten Schäfer: sein Haß gegen die Sozialdemokraten ist offenbar größer als der gegen die Kommunisten. Ewe gehört zu dem Typ Stahlkopf, er ist ein Mensch, der sich das, was er gegen Gefangene unternimmt, mit einer ganz besonders hintergründigen Infamie ausdenkt. Wie Stahlkopf, so pflegt auch Ewe stark zu trinken und tobt solche Zustände an den Gefangenen aus. Als Ewe mich das erste Mal schlug, habe ich in Augen voll so tierischen Hasses gesehen, daß mich der Anblick dieses Menschen noch mehr entsetzt hat als das, was mir geschah.

Der Sturmführer Ewe hat Gefangene, die von ihrer Heimatbehörde zur Entlassung aus der Schutzhaft eingegeben waren, noch wochenlang nach der verfügten Entlassung festgehalten. Mehr als einmal haben Frauen von solchen Gefangenen ihren Männern brieflich berichtet, die Polizei sei schon wiederholt in den Wohnungen erschienen und habe sich erkundigt, warum sich die Männer nicht, wie vorgeschrieben, auf der Polizei meldeten, sie seien doch aus dem Konzentrationslager längst entlassen. Inzwischen aber wurden die Gefangenen weiter im Lager Oranienburg festgehalten, und die Entlassung blieb unerledigt auf dem Schreibtisch des Sturmführers Ewe liegen, der natürlich genau weiß, daß die völlige Ungewißheit über das eigene Schicksal einen Menschen unerhört quälen kann. Der Sturmführer Ewe, der monatelang die Appelle selbst abgehalten hat und durch seine Stellung als Leiter der Gefangenenabteilung ununterbrochen mit allen Gefangenen in Berührung kam, hat sich außerordentliche Mühe gegeben, auch durch die Einteilung der Arbeit und durch die ganze Regelung des täglichen Lebens im Lager die Gefangenen so miserabel zu behandeln, wie es nur irgend ging. Wenn er, der so gerne den straffen Soldaten mimte und dabei doch selbst eine so unmilitärische Figur bot, in seinem schaukelnd schlaksigen Gang über den Hof segelte, so daß man von weitem nie erkennen konnte, ob er nüchtern war oder nicht, dann verzog sich alles aus seiner Sehweite, denn irgend eine Schikane für irgend einen Gefangenen hatte er immer in Bereitschaft.

Zwei Truppführer, Federwisch und Herzog, und ein Scharführer namens Petzschner versahen abwechselnd die Aufgaben des Unteroffiziers vom Dienst, wenn man einmal den Betrieb im Lager mit einem militärischen Vergleich kennzeichnen darf. Sowohl Federwisch als auch Herzog haben sich an Gefangenen tätlich vergriffen, aber dies mehr vor längerer Zeit, in den letzten Monaten beschränkten sie sich darauf, die Gefangenen durch die Art der Diensterteilung und durch die schon geschilderte Unterbrechung der Freizeit zu schikanieren, wobei sich Herzog, ein schäbiger Bursche, noch mehr hervortat als Federwisch. Eine üblere Rolle aber als die beiden spielt der erst ausgangs August ins Lager gekommene Scharführer Petzschner. Da er sich den Anschein eines alten gedienten Unteroffiziers gab (obwohl er in Wirklichkeit, wie viele SA-Leute, eher die Karikatur eines wirklichen Militärs darstellte),

haben ihn die Gefangenen mit dem Spottnamen Himmelstoß (dem Unteroffizier aus Remarques Kriegsbuch „Im Westen nichts Neues“) versehen. Dieser Petzschner war eine Art von Hofhund, der die Aufgabe hatte, die Gefangenen des Innenkommandos dauernd zur Arbeit anzutreiben und auch sonst auf jede mögliche Weise in Bewegung zu halten, ein Auftrag, dem er sich mit einem unerschöpflichen Fleiß hingab. Wenn so viele Gefangene während ihrer Freizeit herumgejagt worden sind, und wenn sie dadurch über den normalen Aufenthalt im Lager hinaus durch diese ewige Hetzerei nervös gemacht wurden, so trägt daran in erster Linie dieser Himmelstoß die Schuld. Im übrigen zeichnete er sich noch durch eine besondere Unflätigkeit in seiner Ausdrucksweise aus. Hatte er z. B. Gefangene zu irgend einem Zwecke aufgestellt und bat ihn einer davon, austreten zu dürfen, so verweigerte er das mit dem Anschauzer: „Jetzt gibts das nich, mach Dir einen Knoten in Deine N . . . !“ Er verfügte über einen so schweinischen Wortschatz, daß dessen ausführliche Wiedergabe eine Abschweifung ins Pornographische unternehmen hieße. Solchen minderwertigen Subjekten waren tausend politische Gefangene wehrlos ausgeliefert, und solche SA-Subjekte feiert der Reichskanzler Hitler als die „berufenen Erzieher des Deutschen Volkes“! Wir haben diese „Erzieher“ in Oranienburg kennen gelernt, nicht nur ihre Roheit, ihre Rachsucht, ihren Größenwahn, sondern auch die Kloake ihrer sexuellen Phantasie.

Nur von zwei im Gefangenenlager diensttuenden SA-Führern darf gesagt werden, daß sie auch in dem inhaftierten politischen Gegner einen Menschen sahen und die Gefangenen menschenwürdig behandelten: das waren die Truppführer Görke und Ruf. Der Truppführer Ruf, ein ehemaliger Kolonialdeutscher, hatte in den ersten Monaten des Oranienburger Lagers die Einteilung der Gefangenen zur Arbeit vorzunehmen und hat dabei, trotz seines bärbeißigen Tones, Rücksicht auf die gesundheitliche Beschaffenheit, die berufliche Eignung und die sonstige menschliche Veranlagung der Gefangenen gezeigt. Später hat ihn die Leitung des Lagers, wahrscheinlich weil er auch in der Verhütung von Mißhandlungen seinen Einfluß übte, auf den toten Posten eines Magazinverwalters abgeschoben. Etwas mehr Einfluß hat noch immer der Truppführer Görke, der, beruflich aus der Berliner Bauarbeiterschaft kommend, in seiner Art, den Gefangenen zu begegnen, einen Lichtblick im Lager Oranienburg darstellt.

Leider ist aber das Wirken der beiden zuletzt genannten Truppführer nicht so ausschlaggebend, daß der allgemeine Kurs der Menschenbehandlung im Lager Oranienburg geändert würde. Vom Mord bis zur moralischen Peinigung der Menschen wurde durch die SA-Führung des Lagers nichts unterlassen, um dieser Kulturstätte des Dritten Reiches den grauenvollen Ruf zu schaffen, den Oranienburg bei allen bekam, die das Unglück hatten, es kennen zu lernen.

Die Gefangenen des Lagers

Die politische Zusammensetzung: Sozialdemokraten, Kommunisten, Deutschnationale, NSBO-Leute, rebellierende SA-Männer – Lagergespräche – Kommunisten denunzieren Sozialdemokraten – Kommunisten paktieren mit SA.

Der Umfang der Belegschaft des Lagers hat im Laufe dieser sechs Monate, in denen ich dort war, sehr geschwankt. Kurz nach der Einlieferung des ersten anhaltischen Transports am 14. Juni begann man die Gefangenen zu numerieren, damals betrug die Belegschaft rund 200 Gefangene. Ich habe im Lager die laufende Nummer 190 erhalten, während Anfang Dezember die laufende Nummer die Zahl 1800 weit überschritten hatte. Die höchste Belegschaftsziffer wurde im Juli und August mit nahezu 1200 Gefangenen erreicht, nach dieser Zeit ist die Belegschaft durch umfangreiche Verschiebungen der Gefangenen nach Papenburg, Sonnenburg und Brandenburg vermindert worden. In den letzten Wochen des November nahm die Stärke der Belegschaft wieder zu, weil in anderen Teilen des Reiches kleinere Lager aufgelöst und die Gefangenen nach Oranienburg überwiesen wurden; so waren zuletzt Transporte von rund 300 Mann aus der Provinz Hannover und aus Rheinland-Westfalen eingetroffen,

Welch eine Härte bedeutet für die Gefangenen aus diesen Teilen des Reiches und deren Angehörige der Transport nach Oranienburg – es ist ein für allemal vorbei, daß die Frauen noch ihre Männer besuchen können, denn das Fahrgeld aus Rheinland-Westfalen nach Oranienburg ist für eine einzige Reise höher als der Betrag, den die Frauen an Unterstützung für einen ganzen Monat erhalten!

Ebenso stark wie die Gesamtziffer der Belegschaft hat auch ihre politische Zusammensetzung geschwankt. In seinen ersten Anfängen enthielt das Lager Oranienburg in der Hauptsache Gefangene aus dem Kreise Niederbarnim und dessen weiterer Umgebung, vorwiegend Kommunisten, vereinzelt Sozialdemokraten und noch vereinzelter Gefangene unpolitischer Herkunft, oder von bürgerlichen Parteien. Mit den Transporten aus Anhalt, aus Rathenow, Brandenburg und anderen Städten erhöhte sich die Zahl der Sozialdemokraten ganz bedeutend, ebenso kamen auch einzelne Angehörige bürgerlicher Mittel- und Rechtsparteien ins Lager. So ist z. B. längere Zeit der zweite Vorsitzende der Zentrums- partei aus Rathenow, ein Oberstudiendirektor Wittler, in Oranienburg festgehalten worden, er brauchte aber nicht zu arbeiten und es ist ihm auch sonst nichts geschehen. Im Juli und August wurden des öfteren Gefangene eingeliefert, die bei Razzien in Berlin festgenommen wurden, wobei sich auch Angehörige der NSBO, des Stahlhelms und der Deutschnationalen Volkspartei befanden. Einen nennenswerten Prozentsatz der

Lagerbelegschaft haben aber die aus Rechtskreisen oder aus oppositionellen Gruppen innerhalb der NSDAP stammenden Gefangenen nie gebildet. Was etwa darüber erzählt wird, daß das Oranienburger Lager von verhafteten rebellierenden SA-Leuten angefüllt sei, ist eine Legende. Eine Zeitlang hat sich der Gefangenenwitz der Buchstaben NSBO (Nationalsozialistische Betriebszellen-Organisation) bemächtigt, und sie so übersetzt: „Nun siehste bald Oranienburg“, aber so umfangreich, wie nach diesem Scherz die Zufuhr neuer Gefangener aus den Kreisen unzufriedener NSBO-Leute hätte scheinen können, war sie lange nicht. Während der ganzen sechs Monate, Juni-Dezember, hat sich die Einlieferung von verhafteten SA-Leuten immer nur auf einzelne Fälle beschränkt, die in ihrer Gesamtsumme im Laufe der Zeit die Zahl 50 ganz bestimmt nicht überschritten haben.

Zu diesem Punkt muß noch erwähnt werden, daß diejenigen verhafteten SA-Leute, die eine Charge in der SA bekleideten und sich in irgendeiner Weise unvorsichtig oppositionell geäußert hatten, nach ihrer Einlieferung ins Lager eine besondere Behandlung erfuhren. So brachte man eines Abends vier ehemalige Hauptleute (Cordes, Wolf, Zucker, v. Marwitz), die beschuldigt worden waren, innerhalb der NSDAP eine Art von illegaler Opposition geschaffen und gegen verschiedene Gauleiter gearbeitet zu haben. Ihre Verhaftung und Einlieferung ins Konzentrationslager hatte die Berliner nationalsozialistische Zeitung „Der Angriff“ auf der ersten Seite in großer Aufmachung gebracht und als einen Beweis für das rasche und rücksichtslose Zugreifen der Parteileitung gefeiert. Im Lager sah die Sache freilich dann ganz anders aus: die vier Herren, die sozusagen mit großem Gepäck eintrafen, erhielten ein besonderes Quartier, kamen mit keinem anderen Gefangenen zusammen, konnten sich beschäftigen womit sie wollten, und unterlagen auch hinsichtlich der Post und des Besuches keiner der für das Lager sonst geltenden Beschränkungen; der Kommandant begab sich jeden Morgen nach seinem Eintreffen im Lager zu ihnen, um sich nach ihrem Befinden und ihren Wünschen zu erkundigen; kurzum, sie waren die ersten Vertreter der Gattung sogenannter „Ehrenhäftlinge“, die später noch um einige andere Vertreter, auch aus den Kreisen opponierender mittlerer und kleiner SA-Führer, vermehrt wurde.

Dagegen wurden die wenigen NSBO-Leute, Stahlhelmer und Deutschnationalen, die man ins Lager brachte, unter uns übrige Gefangene eingereiht, und in jeder Beziehung so behandelt wie wir. Einige davon haben sich freilich durch Bespitzelung von Sozialdemokraten und Kommunisten gewisse Vergünstigungen errungen, wie sich ja überhaupt die Lagerleitung der Spitzelei und der Korrumpierung von Gefangenen reichlich bedient hat.

Ein charakteristischer Fall ist die Einlieferung nach Oranienburg und das noch währende Festhalten im Lager eines deutschnationalen Großbauern namens Wolff aus der Uckermark. Dieser Mann, ein knorriger

Konservativer, hat sich seine eigene Meinung trotz der Gleichschaltung seiner Standesgenossen bewahrt und hat damit auch nicht hinter dem Berge gehalten. Grund genug für seinen Landrat, ihn nach Oranienburg schaffen zu lassen, wobei der Mann außerdem dadurch beständig unter Druck gehalten wird, daß man ihn hat wissen lassen, man werde ihm seinen Grundbesitz enteignen und unter die SA aufteilen.

Eine der für uns wirklich politisch tätig gewesene Gefangene unerträglichsten Tatsachen war die Beimischung von kriminellen Verbrechern und von Menschen, deren Zusammenhang mit der Politik wirklich so gering war, daß ihr Festhalten im Lager Oranienburg uns ganz unverständlich schien. Wäre die Belegschaft des Lagers nicht so entsetzlich zusammengewürfelt gewesen, so hätte sich sicher manches leichter ertragen lassen, weil sich viel eher zwischen den Lagerinsassen eine aus dem gemeinsamen Schicksal geborene Kameradschaft herausgebildet hätte, als das so geschehen konnte. Menschen, die Jahre und Jahrzehnte in der Arbeiterbewegung gestanden haben, können sich natürlich ganz anders aneinander anschließen, als das bei der Zusammensetzung der Gefangenen geschehen konnte, wie sie im Lager gegeben war und noch ist.

Es war aus der Perspektive des Lagers heraus nicht zu erkennen, nach welchem System (und ob überhaupt nach einem) die Verhaftungen vorgenommen wurden, noch weniger, wonach sich die Dauer der Schutzhaft und die Auswahl der Entlassungen bestimmte. Es ist natürlich möglich, daß sich bei allgemetner Beobachtung der Vorgänge in ganz Deutschland ein solches System herausfinden läßt, aber im Lager selbst war dies ausgeschlossen, und ich erwähne das ausdrücklich, weil diese Ungewißheit auch im Verhalten der Gefangenen zueinander eine große Rolle gespielt und unser Dasein besonders erschwert hat. Jeder Mensch weiß, daß nichts so quälend ist wie Ungewißheit, und zumal für einen denkenden Menschen nichts so peinigend als die völlige Unmöglichkeit, sich auch nur annähernd ein Bild über den Verlauf des eigenen Schicksals, über die mutmaßliche Dauer der Schutzhaft machen zu können. Schon daß die Schutzhaft ohne jede Befristung, auch ohne solche etwa bis zu einem neuen Haftprüfungstermin verhängt wird, läßt erkennen, daß der politische Schutzhaftgefangene jetzt in Deutschland viel, viel schlechter daran ist als jeder zu einer bestimmten Freiheitsstrafe verurteilte Verbrecher, weil dieser die Dauer seiner Haft kennt und von ihrem ersten Tage an seine Hoffnung auf den Entlassungstag zu richten vermag. Angesichts der völligen Ungewißheit über die vermutliche Dauer unserer grauvollen „Schutz“-haft im Konzentrationslager war es nur selbstverständlich, daß tagaus, tagein bis zur Selbstermüdung die endlosesten Gespräche über Entlassung, Entlassung, Entlassung geführt wurden. So oft – und dies geschah bei der außerordentlichen Fluktuation im Lager fast täglich – Gefangene zur Entlassung aufgerufen wurden, begannen jedesmal dieselben Fragen: Wie lange war er im Lager? Was war er draußen? SPD? KPD? Was sonst? Was hatte er draußen für

eine Funktion? Läuft noch ein Verfahren gegen ihn oder kommt er ganz frei? Wer hat ihn entlassen? Stammt er aus einer Stadt, war es der Bürgermeister? Der Landrat? Die Geheime Staatspolizei? Ist er ohne sein Zutun entlassen worden? Hat er ein Gesuch gemacht? War er verheiratet und hat seine Frau sich um seine Entlassung bemüht? Hat er Fürsprecher von nationalsozialistischer Seite gehabt?

Alle diese Fragen wurden gestellt; hatte man aber die Antworten darauf zusammen, so ging es erst richtig los. Dann begannen die trotz ihrer Aussichtslosigkeit immer, immer wiederholten Versuche, ein System der Entlassungen herauszufinden, allgemein gültige (das heißt: auf den eigenen Fall anwendbare!) Schlüsse aus den Entlassungen, aus ihren Umständen, aus der vorausgegangenen Haftdauer zu ziehen. Dieses Bemühen mußte vergeblich sein, weil irgend eine andere Quelle als die der Uferlosesten Willkür nicht erkennbar war. Im Lager Oranienburg, um nur Beispiele zu geben, saß, lange vor mir eingeliefert, ein junger Kommunist, dem nichts anderes nachgesagt wurde, als daß er auf einem Kirchturm seines Heimatstädtchens eine Sowjetfahne gehißt habe; Anfang Dezember saß er schon acht Monate und hatte noch lange keine Hoffnung, entlassen zu werden. Im Gegensatz dazu sind sehr maßgebende ehemalige politische und parlamentarische Funktionäre der KPD, viel später als dieser Junge eingeliefert, längst entlassen worden, und ebensolche, sagen wir: Merkwürdigkeiten sind bei den aus der früheren SPD stammenden Gefangenen zu verzeichnen. Weiter: während bei dem Landrat des einen Kreises Gesuche der Gefangenen und besonders ihrer Frauen etwas zu nützen und offensichtlich die Entlassung zu beschleunigen vermochten, machten Gesuche auf den Landrat eines anderen Kreises gar keinen Eindruck. Während der eine Landrat und der eine Bürgermeister die meisten Gefangenen ohne Unterschied ihrer politischen Vergangenheit fast regelmäßig nach acht Wochen oder einem Vierteljahr entließen, hielten der andere Landrat und der andere Bürgermeister ihre Gefangenen, ebenfalls ohne Unterschied der früheren Parteizugehörigkeit, unabsehbar lange fest. Während der eine Landrat und der eine Bürgermeister ehemalige SPD-Leute rascher wieder entließen und frühere Kommunisten länger festhielten, machten es der andere Landrat und der andere Bürgermeister umgekehrt, sie entließen die Kommunisten nach kürzerer Haftzeit und behielten die Sozialdemokraten dafür länger in Haft. Während der eine Landrat und der eine Bürgermeister diejenigen Gefangenen schlechter behandelten, die an Waffengeschichten und tätlichen Zusammenstößen mit Nazis beteiligt gewesen waren, und die Gefangenen nach geringerer Haftzeit entließen, die sich nur politisch-parlamentarisch, mit Wort und Schrift, betätigt hatten, machten es auch in diesem Punkte der andere Landrat und der andere Bürgermeister umgekehrt: wer mal Zusammenstöße mit Nazis gehabt hatte, wurde früher entlassen; was gewesen war, war gewesen; aber die gefährlichen Kerle, die mit geistiger Ueberlegenheit gekämpft und den Nazis manche böse Blamage vor der ehemals in Deutschland vorhanden gewesen

öffentlichen Meinung beigebracht hatten, wurden um so länger festgehalten.

Ich habe jetzt in wenige Sätze zusammengedrängt, was der Inhalt unserer Gespräche in tausenden von immer wiederholten Fällen war. Kann ein gefangener – noch dazu in solch einem Konzentrationslager gefangener! – Mensch sich in seinen Gedanken mit etwas anderem beschäftigen als mit seiner Freilassung, wenn er keine Ahnung hat, wann und wodurch seine Gefangenschaft das ersehnte Ende findet? Es war nur natürlich, daß alle Gefangenen, je nach ihrem Bildungsgrad auf verschiedener Grundlage, sich unaufhörlich mit der Frage ihrer Entlassung beschäftigten, denn die Entlassung bedeutete nicht nur die Rückkehr ins bürgerliche Leben, zu Frau und Kindern, sondern sie bedeutete angesichts der Behandlung in Oranienburg die Rückkehr zum Menschen schlechthin, sie bedeutete das Ende widerwärtiger Mißhandlungen, das Ende beständiger Lebensgefahr, die Erlösung von einem unaufhörlichen Gehetztsein

Ein Gefangener in einem Gefängnis hat selbst unter verschlechtertem Strafvollzug einen Rechtsboden unter den Füßen. Die Menschen, die sein Leben regeln, sind Beamte, an Vorschriften von allgemeiner Gültigkeit gebunden. Gegen deren Verletzung steht dem Gefangenen ein Beschwerderecht zu, und er weiß genau, daß ihn nichts an disziplinarer Verschärfung seiner Haft trifft, wenn er sich nichts zuschulden kommen läßt. Die Verhaftung eines Menschen war außerdem, solange Deutschland noch ein Rechtsstaat war, an die Voraussetzung gebunden, daß ausreichender Verdacht einer strafbaren Handlung vorliege: es fand Vorführung vor dem Untersuchungsrichter statt, es fanden Haftprüfungstermine statt, es stand dem Gefangenen die Hilfe eines Anwalts zur Seite.

Alles das entbehrt der politische Schutzhaftgefangene völlig. Er ist in jeder Hinsicht, im verwegensten Sinne des Wortes der schrankenlosesten Willkür ausgeliefert. Willkürlich ist, wen die Verhängung der Schutzhaft trifft. Willkürlich ist ihr Beginn und ihr Ende. Willkürlich ist, wohin der Schutzhaftgefangene gebracht wird. Willkürlich ist die ganze Behandlung; keine Gefängnisordnung, keine allgemeingültige Vorschrift zieht dem Verhalten der Konzentrationslager-Gewaltigen irgendwelche noch so weite Grenze – schutzlos ist der „Schutzhaft“-Gefangene (welche blutige Ironie der Bezeichnung!) jeder moralischen und körperlichen Mißhandlung preisgegeben. Es ist ein Zustand von unheimlicher Rechtlosigkeit, daß ein Mensch, der da hineingerät, jeden Halt, jedes Ziel seiner Gedanken, jede Möglichkeit einer Zukunftsvorstellung verliert – der Zustand allein schon ist Qual. Wieviel mehr Qual ist was ihm auf Grund dieser Rechtlosigkeit die Willkür dann zufügt!

Die schon durch ihre Aussichtslosigkeit quälenden und ermüdenden Entlassungsgespräche wurden nun noch vergiftet durch den im Lager fortbestehenden Gegensatz zwischen ehemaligen Sozialdemokraten und ehemaligen Kommunisten. Bis auf wenige menschlich sehr anständige Ausnahmen hielten die Kommunisten im allgemeinen hartnäckig an der

Meinung fest, ihre Partei würde von den Nationalsozialisten als die dem Faschismus gefährlichere Gegnerin betrachtet, sie würden daher viel länger im Lager festgehalten, als die Sozialdemokraten. Obwohl einer solchen Behauptung anders geartete Tatsachen in offenkundiger Fülle entgegenstanden, blieben die Kommunisten bei ihrem eigensinnigen Verhalten, das selbstverständlich das Entstehen jeder durch das gemeinsame Schicksal so naheliegenden Kameradschaft verhinderte. Als ich am 14. Juni mit 39 anhaltischen Kommunisten, also politischen Gegnern aus meinem Wahlkreis und meinem engeren Arbeitsgebiet, zusammen im Transportwagen saß, hatte ich mir vorgenommen, angesichts der Zerschlagung der deutschen Arbeiterbewegung in ihrer Gesamtheit durch den jeder Art von Arbeiterbewegung feindlichen Faschismus alle früheren Gegensätze schweigen zu lassen und hatte den festen Vorsatz gefaßt, es an meinem Teile an nichts fehlen zu lassen, wodurch eine Kameradschaft, die gemeinsames Schicksal gemeinsam zu tragen erleichtert, hätte geschaffen werden können. Ich habe diesen Vorsatz, das werden einmal zahlreiche Zeugen bestätigen können, durch die Tat befolgt, bis jedes Bemühen um kameradschaftliche Beziehungen an dem Verhalten der Kommunisten scheiterte. Für jeden, der sich der deutschen Arbeiterbewegung mit Leib und Seele verschrieben hat, wird es wohl die allerschmerzlichste Erfahrung bleiben, daß sich nicht einmal in einem Konzentrationslager, angesichts gemeinsam erlittener Qualen, allen gemeinsam zugefügt durch den gemeinsamen politischen Gegner, ein Mindestmaß von Kameradschaft herstellen ließ. Von dieser Feststellung darf ich eine Anzahl vernünftig denkender und menschlich empfindender Kommunisten ausnehmen, aber leider eben nur als eine Ausnahme, die eine sehr, sehr böse Regel bestätigt. Einige Beispiele mögen die vergiftende Wirkung dieses Verhältnisses anschaulich machen.

Eines Abends beim Appell trat der Sturmbannführer Krüger vor die Front der Gefangenen und verkündete, daß am nächsten Tag der „vollgefressene sozialdemokratische Bonze Fritz Ebert“ eingeliefert werde, dieses marxistische Vieh der zu den Novemberverbrechern gehöre, die Deutschland ins Unglück gestürzt haben, na und diesem Schwein werde es die SA schon besorgen.

Was geschah nach dieser Rede mit der verheißungsvollen Ankündigung am Schluß?

Da ertönten aus den Reihen der kommunistischen Gefangenen laute Bravo-Rufe!

Die betreffenden Kommunisten, selbst die Opfer des vor der Front stehenden Chefsadisten der SA, scheuten sich nicht, dem Mörder ihrer eigenen Parteifreunde Beifall zu zollen, als dieser Nationalsozialist gegen einen Sozialdemokraten vorzugehen versprach!

Ein zweites, gerade die alltägliche Atmosphäre dieses Verhältnisses im Lager kennzeichnende Beispiel:

Als sich der sozialdemokratische Führer Ernst Heilmann von dem Empfang und den ersten Mißhandlungen im Lager Oranienburg etwas

erholt hatte, begann er mit verschiedenen Gefangenen, Sozialdemokraten wie Kommunisten, Schach zu spielen. Seine außerordentliche Beherrschung des Schachspieles führte eines Abends zur Veranstaltung eines Simultanspieles, bei dem Heilmann gleichzeitig gegen acht Gegner, und zwar wiederum sowohl Sozialdemokraten wie Kommunisten, spielte. Das Spiel fand auf dem hinteren Hof des Lagers auf langgestreckten Brettern statt, die einen Teil der Hindernisbahn überdeckten, ein Platz, auf dem im Sommer während der knappen Freizeit des Abends hin und wieder Gefangene saßen und spielten oder sich sonst ausruhten. Nachdem dieser Platz aber zu einer solchen Veranstaltung gedient hatte, wurde seine fernere Benutzung von der Lagerleitung schleunigst dadurch unmöglich gemacht, daß über die ganze ‚Bretterfläche‘ Stacheldraht genagelt wurde. Infolgedessen sollte, an einem darauffolgenden Sonntage, eine neue Simultanschachpartie mit Heilmann im Tagesaufenthaltsraum des Lagers stattfinden, wobei uns daran interessierten Schachspielern schon das Bedenken gekommen war, ob nicht überhaupt die Lagerleitung eine derartige, für viele Gefangene eine willkommene Abwechslung bedeutende Veranstaltung verbieten werde. Sie wurde auch unmöglich gemacht, aber nicht auf Veranlassung der nationalsozialistischen Lagerleitung, sondern auf Veranlassung eines Kommunisten! Der Tagesaufenthaltsraum im Lager Oranienburg wird von einem Gefangenenkommando in Ordnung gehalten, dessen Zugführer der Kommunist Jeremies aus Zerbst ist. Dieser Kommunist ging, als er von dem beabsichtigten Spiel erfuhr, zum SA-Truppenführer vom Dienst und erinnerte diesen daran, daß doch einmal den Angehörigen der Juden kompagnie das Betreten des gemeinsamen Tagesraumes verboten gewesen sei. Der betreffende gerade diensttuende Truppführer der SA hätte von sich aus das Spiel wahrscheinlich nicht verboten, aber nachdem sich der Kommunist auf die einmal ergangene SA-Verfügung gegen die Juden berief, mußte er natürlich Heilmann das Betreten des gemeinsamen Tagesraumes der Gefangenen untersagen.

Ein noch krasserer Fall von bössartiger Gehässigkeit hat einem sozialdemokratischen Gefangenen zu einer besonders schlimmen Mißhandlung verholfen. Ein junger Kommunist namens Hennes denunzierte eines Tages den früheren Brandenburger Oberbürgermeister und sozialdemokratischen Fraktionsführer im Preußischen Landtag Paul Szillat, er habe im Schlafsaal aufreizende Reden geführt. Wer Szillat kannte, wußte im vorhinein, daß er viel zu klug war, um in der im Lager gegebenen Situation eine solche Äußerung zu machen, wie sie ihm von dem Denunzianten in den Mund gelegt worden war. Szillat sollte angesichts der für den darauffolgenden Sonntag wieder einmal verhängten Besuchssperre Gefangenen davon abgeraten haben, ihre Frauen zu benachrichtigen und sollte sie vielmehr aufgefordert haben, die Frauen ruhig kommen und dann vergeblich vor dem Lager aufmarschieren lassen, das wirke am stärksten. Am gleichen Abend beim Appell wurde Szillat vor die Front gerufen, er wurde von dem Sturmführer Ewe des Versuches der Meuterei

bezüglich und durch SA-Posten abgeführt. Er sollte auf Befehl des Kommandanten in eine Dunkelarrestzelle gebracht werden, was später auch geschah; vorher aber führten ihn die SA-Posten in einen abgelegenen Raum in der Nähe der damals neu eingerichteten Waffenmeisterei, wo er von sechs vertierten SA-Leuten so geschlagen wurde, daß er noch acht Tage darnach große blutunterlaufene Stellen am Oberkörper und im Gesicht hatte. Als wir ihn am nächsten Tage während der Mittagpause, die die Arrestanten für kurze Zeit an einem gemeinsamen Tisch verbrachten, sitzen sahen, zeigte sein Gesicht die schlimmen Spuren der Mißhandlungen und sein rechter Arm hing kraftlos herab. Neun volle Tage brachte Szillat nach dieser Mißhandlung in der Dunkelarrestzelle zu – alles für die Denunziation eines Kommunisten!

VI.

Wie Ebert, Heilmann und die Leiter des Rundfunks eingeliefert wurden

Empfang im Lager – Entkleidung vor der SA – In Lumpen gehüllt, die Köpfe geschoren – Wie der Berliner Abgeordnete Künstler behandelt wurde – Die Mißhandlungen Heilmanns.

Die nationalsozialistische Presse hat mit illustrierten Berichten auf ihre Weise die eines Abends erfolgte Einlieferung der sozialdemokratischen Führer Ebert und Heilmann, und der vier führenden Funktionäre des Rundfunks Intendant Flesch, Alfred Braun, Dr. Magnus und Direktor Giesecke geschildert. Da mir diese Berichte im „Völkischen Beobachter“ zu Gesicht gekommen sind, da aber gewiß auf der anderen Seite auch übertriebene Darstellungen dessen, was sich an diesem Abend ereignet hat, im Umlauf sein werden, ist es notwendig, eine wahrheitsgemäße Darstellung zu geben.

Die sechs Männer wurden gemeinsam eingeliefert und kurz danach gezwungen, vor der sie umdrängenden SA sich ihrer Kleider zu entledigen. Die ihnen gehörenden Anzüge wurden kommunistischen Gefangenen geschenkt, von denen sich einige, von dieser Szene angeekelt, abwandten, während andere den Nationalsozialisten entgegenkamen und die Anzüge mit Begeisterung annahmen. Dann ließ man den sechs Männern den Kopf kahl scheren, wobei man Ebert einen Kranz von Haaren stehen ließ, um ihn besonders lächerlich erscheinen zu lassen, und zog ihnen Lumpen an, die sie erst nach mehreren Tagen wieder mit eigener Klei-

ding vertauschen durften. Weiter ist den sechs Männern am selben Tage körperlich nichts geschehen. Um so schlimmer war die moralische Mißhandlung, der man sie unterzog. Bei dem Appell auf dem hinteren Hof des Lagers wurde ein weites Rechteck aus der Front der Gefangenenkompagnien gebildet, die sechs Männer mußten dieser Gefangenenfront gegenüber treten und dann hielt der Führer der SA-Standarte 208 Schulze-Wechsungen eine Rede, in der es von unflätigen Beschimpfungen und schmutzigsten Verleumdungen der vor ihm stehenden wehrlosen Gefangenen nur so wimmelte. Der Standartenführer forderte die ihn umdrängende SA und die Gefangenen auf, sich "dieses rothaarige fette Judenschwein Heilmann" genau anzusehen; von Alfred Braun sagte er, der habe jahrelang wie toll gefressen und gesoffen und sich eine Riesenvilla erschoben, die anderen drei Rundfunkleute seien alle korrupte Verbrecher, die sich einer wie der andere aus den Mitteln der Rundfunkhörer ein Vermögen erschlichen hätten, sie hätten sich einander die Gelder zugeschoben. In diesem Stile ging es eine Viertelstunde lang – es war eine widerwärtige Szene. Widerwärtig wegen der Unflätigkeit der gebrauchten Ausdrücke, widerwärtig durch die unverkennbare Spekulation auf die niedrigsten Instinkte sowohl der Zuhörenden SA-Leute als auch der in der Front der Gefangenen enthaltenen Kommunisten.

Die moralischen Erniedrigungen wurden sowohl bei Ebert und Heilmann als auch bei den vier Rundfunkleuten die ersten Tage in verschärfter, später in abgeschwächter Form fortgesetzt. Kam nationalsozialistischer Besuch ins Lager, so wurden die sechs vorgeführt: „Seht Euch diese marxistischen Verbrecher, Schieber Halunken, Lumpen, diese vollgefressenen Schweine an“ – solche Ausdrücke flogen dann den Gefangenen um den Kopf, wenn sie wie wilde Tiere den Besuchern gezeigt wurden. Außerdem wurden sie natürlich tagsüber im Lager herumgejagt und zu allen möglichen Extraarbeiten herangezogen. Bei Heilmann kam hinzu, daß er als Angehöriger der Judenkompanie darüber hinaus des öfteren aufs neue mißhandelt wurde. Man zwang ihn nicht nur wochenlang die von hunderten von Gefangenen benutzten Abortanlagen sauber zu halten, sondern holte ihn auch nachts mitten aus dem Schlaf, um ihn, einmal sogar bei strömendem Regen, auf dem Hof herumzujagen. Als ich ihm am Morgen nach dieser zuletzt erwähnten Nacht begegnete, waren an seinem Schlafanzug noch die Spuren zu sehen, die von der nächtlichen Mißhandlung zeugten.

Am Tage nach der Einlieferung von Ebert, Heilmann und den vier Rundfunkleuten kam der Berliner Abgeordnete Franz Künstler im Lager an. Auch ihm wurde sein Haar zum Teil kurz geschoren, in das Haar auf der oberen Kopffläche wurden ihm drei Pfeile hineinrasiert, und außerdem wurde ihm sein Schnurrbart zur Hälfte abrasiert. Künstler hatte das Lager zuerst ziemlich unbemerkt betreten, seine Einlieferung war jedenfalls keinem der maßgebenden SA-Führer aufgefallen und er befand sich bereits auf dem hinteren Hofe des Lagers, als ich ihn mit

einem anderen Abgeordnetenkollegen zusammen beisette nahm. In diesem Augenblick machten Kommunisten die umhergehenden SA-Leute mit den üblichen Beschimpfungen erst auf Künstler aufmerksam, da sich diese Kommunisten das Schauspiel, einen SPD-Führer durch die SA entsprechend behandelt zu sehen, nicht entgehen lassen wollten.

VII.

Wir Abgeordneten säubern Oranienburg

;Mit Bürsten und Leitern, mit Wasser und Salzsäure drei Tage in der Stadt unterwegs – 12 Abgeordnete kratzen die Reste früherer Wahlplakate ab – Wie sich die Bevölkerung bei dem Schauspiel verhielt – Eine Kaffee-Einladung – Ein Schlag ins Wasser.

Zwischen all den entsetzlichen, den ebenso schmerzlichen wie widerwärtigen Erfahrungen, die man in sechs Monaten Oranienburg sammeln muß, kann aber auch einmal über einen erfreulichen Vorgang berichtet werden. Die Lagerleitung hatte sich ausgedacht, daß es sicher in Oranienburg ein großes Aufsehen hervorrufen werde, wenn man die „Prominenten“ unter den Lagerinsassen durch die Stadt führen und zwingen werde, alle noch an den (Mauern, Telegrafmasten und Bäumen befindlichen) Spuren früherer Wahlkämpfe zu beseitigen. Also rief eines Abends der Sturmführer Ewe beim Appell höhnisch „die Herren Abgeordneten“ vor die Front, und es wurden drei Kolonnen zu je vier Mann gebildet die am anderen Tag mit der Säuberung der Stadt beginnen sollten. Die ersten beiden Kolonnen bestanden aus Sozialdemokraten; den Reichstagsabgeordneten Ebert, Heilmann, Künstler und mir, den preußischen Landtagsabgeordneten Bauer und Drügemüller, dem Provinziallandtagsabgeordneten Schwarz und dem Kreistagsabgeordneten Gern; die dritte Kolonne bestand aus dem ehemaligen kommunistischen Reichstagsabgeordneten Hörnicke-Zerbst, zwei anhaltischen KPD-Landtagsabgeordneten Kettig und Kmiec, und einem KPD-Stadtverordneten von Oranienburg, Schulze. Am Morgen vor unserem ersten Ausmarsch wurden wir mit Leitern, Schrubbern, Eimern, Lappen, Drahtbürsten und mit Salzsäure ausgerüstet, und die drei Kolonnen zogen, jede von bewaffneten SA-Posten begleitet, los. Tags zuvor hatte man in der Lokalzeitung, dem „Oranienburger Generalanzeiger“, angekündigt, daß unsere Säuberungsaktion um 9 Uhr vormittags mit der Aufstellung vor dem Rathaus beginnen werde.

Punkt 9 Uhr marschierten wir drei Kolonnen denn auch vor dem Rathaus auf – aber siehe da, aus der so schön geplanten Sensation

wurde nichts: es war kein Volk da! Nicht ein einziger Mensch hatte sich am Rathaus eingefunden, um dem Beginn der von den Nazis so vorsorglich angekündigten Aktion beizuwohnen, nicht ein einziger Neugieriger stand da, um uns anzustarren und damit die von den Veranstaltern erhoffte Wirkung herbeizuführen. Und so ging es auch während unseres Umherziehens in der Stadt, während unseres Kratzens und Bürstens und Waschens an Mauern und Zäunen und Pflastersteinen: nirgendwo blteb jemand stehen, nirgendwo zeigte sich auch nur ein spöttisches Lächeln oder gar ein böser Blick. Im Gegenteil: wo wir in Häuser gingen, um frisches Wasser zu holen, kam man uns mit der größten Hilfsbereitschaft entgegen; die eine der drei Kolonnen wurde am hellichten Tage von der Straße weg in einen Garten zu Kaffee und Kuchen eingeladen, und mir ist es passiert, daß eine muntere Frau, bei der ich Wasser holte, die nationalsozialistischen Veranstalter mit Ihrem Berliner Witz verspottete: „Euch haben sie wohl losgeschickt, die Blätter an den Bäumen abzuwaschen?“

Nachdem so der erhoffte Erfolg dieser Aktion völlig ausblieb, machte die Sache der Leitung des Oranienburger Lagers keinen Spaß mehr; ihr kam es ja doch in Wirklichkeit nicht auf die Säuberung der Stadt an (die außerdem tatsächlich zum größten Teile längst erfolgt war!), sondern darauf, uns ehemaligen Abgeordneten in der Öffentlichkeit eine neue Demütigung zuzufügen. Als die Nazis sahen, daß sie die Rechnung ohne den Wirt, das heißt, ohne die Bevölkerung der Stadt gemacht hatten, wurden am zweiten Tage nur noch zwei Kolonnen losgeschickt? und am dritten Tage nur noch eine — dann war Schluß,.

Die Haltung der Oranienburger Bevölkerung aber ist über jedes Lob erhaben. Abseits aller Politik denke man sich nur einmal aus, was es zahllosen einfach Neugierigen in einer so kleinen Stadt für eine Sensation hätte sein müssen: der Sohn des ersten deutschen Reichspräsidenten und ein langjähriger einflußreicher Preußenführer der SPD ziehen mit Leitern, Eimern und Bürsten in den Straßen der Stadt umher und kratzen Plakate ab — welch ein Schauspiel! Dazu nun noch das politische Moment: das beständig drohende Konzentrationslager mitten in der Stadt, in das ja auch im Laufe der Zeit genügend Oranienburger Einwohner gewandert sind, der Druck, unter dem die Bevölkerung in Deutschland allgemein, die des Sitzes eines solchen Konzentrationslagers aber im besonderen steht — und trotz alledem das betonte Fernbleiben von einer solchen Veranstaltung, drei Tage lang das stillschweigende, unerhört taktvolle Vorbeigehen von Menschen an allen Stellen der Stadt, an denen wir auftauchten: das war, inmitten des Grauens von Oranienburg, ein wohlthuendes Erlebnis.

VIII.

Die Mißwirtschaft bei der Lagerverwaltung

Fingerabdrucke und Erkennungsaufnahmen — Eine Kriegsbeschädigung als Steckbrief-Rubrik — Wie die Briefpost der Gefangenen behandelt wurde — Beschimpfungen in Briefe von Ehefrauen hingeschrieben — Der Kampf um einen „Völkischen Beobachter“ — Das Lagergeld: Massendiebstahl der Verwaltung — Offene Korruption.

Das ganze Entstehen des Oranienburger Lagers hat gezeigt, daß die Nationalsozialisten nicht einmal rein verwaltungsmäßig in der Lage sind, irgend etwas einzurichten — oder aber, es gar nicht wollten, daß alles rasch in eine gewisse Ordnung käme. Ebenso wie bei der Unterbringung der Gefangenen sind auch in der Verwaltung, die von SA-Leuten der Standarte 208 geführt wurde, alle erforderlichen Maßnahmen nicht schon bei der Errichtung des Lagers getroffen worden, sondern erst im Laufe der Zeit. Weder der Lagerkommandant, noch sein Adjutant, noch irgend ein in der Verwaltung maßgebender SA-Mann haben sich offenbar auch nur die geringsten Vorstellungen darüber gemacht, was alles vorzubereiten sei, um die mit Unterbringung, Verpflegung und sonstigen Aufgaben verbundene Gefangenhaltung von Hunderten von Menschen zu bewältigen. Die Art, wie sich die Verwaltung des Lagers immer erst hinterher mit aufgetretenen Schwierigkeiten auseinandersetzte, zeugte von genau derselben Gewissenlosigkeit, wie sie auch sonst in der Behandlung der Gefangenen bei jeder Gelegenheit und in jeder Sache zu spüren war.

Die erste Begegnung mit der Verwaltung des Lagers hatte jeder Gefangene bei seiner Einlieferung, wenn er die am Tor eingerichtete SA-Wache mit oder ohne die ersten Prügel passiert hatte. Von jedem neu eingelieferten Gefangenen wurden ohne Unterschied dieselben photographischen Aufnahmen gemacht, wie sie sonst bei den Polizeiverwaltungen im Erkennungsdienst von den Verbrechern gemacht werden, und ebenso wurden von jedem Schutzhaftgefangenen (also von politischen Gefangenen, nicht von Räubern und Mördern!) Fingerabdrucke genommen. Wenn ein Mann sein ganzes Leben in moralischer Hinsicht einwandfrei verbracht hat, empfindet er es begreiflicher Weise als eine Erniedrigung, sich von den Schergen Hitlers wie ein Verbrecher Fingerabdrucke abnehmen zu lassen!

Während meines Aufenthaltes im Lager Oranienburg las ich eines Tages im „Völkischen Beobachter“ einen Bericht über eine nationalsozialistische „Kriegsbeschädigtenversammlung, die unter dem auf einem großen Transparent stehenden Motto abgehalten wurde: „Die Kriegsoffer sind die Ehrenbürger des Staates!“ Ich bin auch kriegsbeschädigt,

aber meine demnach vorhandene Ehrenbürgerschaft im Staate Hitlers äußerte sich sehr merkwürdig. Der Mann, der meine Fingerabdrücke abnahm und mit den Personalien auch die besonderen Kennzeichen, aufschrieb, maß die Narbe meiner Kriegswunde am rechten Knie nach Länge und Breite und trug das in sein Register ein. Diese kleine Episode kennzeichnet auf eine besondere Weise den Wandel der Dinge in Deutschland: in der eigenen Heimat, die man mit seinem Körper und seiner Gesundheit im Kriege verteidigt hat, wird die ehrenvolle Narbe der Kriegsverletzung zur Rubrik eines Steckbriefes!

Als die Belegschaft des Lagers im Laufe der Sommermonate stark zunahm, sah sich die Verwaltung genötigt, eine eigene Postabteilung einzurichten, die ja auch deshalb erforderlich war, weil alle an die Gefangenen gerichteten Briefe und sonstigen Sendungen und alle Briefe und Pakete der Gefangenen an ihre Angehörigen genau kontrolliert wurden. Es versteht sich bei der Wesensart der Nationalsozialisten ganz von selber, daß die Abfertigung der Post und die Kontrolle zu zahllosen Schikanen benutzt wurde. Obwohl bei unserer Einlieferung uns der Sturm-bannführer Krüger versicherte, die (in der Anfangszeit des Lagers noch von ihm selber ausgeübte) Briefkontrolle würde weitherzig gehandhabt, spürten wir bald das Gegenteil. Es ist nur natürlich, daß keinerlei politische, etwa gar gegen die Regierung oder den Nationalsozialismus gerichteten Bemerkungen in den Briefen enthalten sein durften, ebenso durfte selbstverständlich kein Wort der Wahrheit über die Erschlagung und Mißhandlung der Gefangenen durch Briefe aus dem Lager herausdringen. Schon Bemerkungen privater Art, die sich ohne jede Hervorhebung konkreter Tatsachen auf das persönliche Empfinden bezogen, gingen manchem Kontrollierenden zu weit. Zahlreiche Briefe wanderten einfach, ohne daß die Gefangenen etwas davon erfuhren, daß ihr Brief angehalten worden sei, in den Papierkorb, zuweilen aber machten besonders geschmacklose Gesellen handschriftliche Bemerkungen in die Briefe der Angehörigen hinein. Dafür ein Beispiel:

Die Leitung des Lagers hat mehr als einmal aus Anlaß von Vorgängen, die sich draußen abspielten und die den Nationalsozialisten unangenehm waren, verfügt, daß die Gefangenen in dem darauffolgenden Briefe an ihre Angehörigen eine vom Lagerkommandanten vorgeschriebene Formulierung vorwegsetzen mußten. So wurden wir also gezwungen, in Briefen an unsere Angehörigen geradezu unsere eigenen früheren Parteifreunde zu beschimpfen, ein Beginnen, das ohne jeden Zweifel draußen genau die entgegengesetzte Wirkung als beabsichtigt erzielte. Bei einer solchen Gelegenheit hatte ich meiner Frau schreiben müssen sie solle doch auf die Kommunisten einwirken, daß diese endlich ihr illegale Hetzerei einstellen. Darauf antwortete mir meine Frau als Frau eines ehemaligen sozialdemokratischen Abgeordneten habe sie bemerkenswert wenig Einfluß auf die anhaltischen Kommunisten, und sie begriffe nicht ganz, warum wir Sozialdemokraten unter Dingen leiden sollten, die die Kommunisten angeblich begangen hätten. Diese Stelle

des Briefes meiner Frau war von dem Kontrolleur rot angestrichen und außerdem daran mit einer Stecknadel ein Zettel befestigt, auf dem stand: „Weil bei euch SPD dieselben Schweinehunde sind!“

Da im Oranienburger Lager andere als nationalsozialistische Zeitungen nicht gelesen werden durften (selbst die Blätter des deutsch-nationalen Hugenbergverlages waren verpönt), war von Freunden für mich der „Völkische Beobachter“ abonniert worden. Man sollte nun meinen, daß in einem Konzentrationslager, das doch angeblich nach den Erklärungen Dr. Fricks, Goerings und anderer Reichsminister die Aufgabe der Erziehung von „marxistischen Untermenschen“ zu Bürgern des nationalsozialistischen Staates erfüllen soll, überhaupt kein Mangel an nationalsozialistischer Literatur bestehen könnte. Das Gegenteil ist der Fall. In den ersten Monaten bekamen die Gefangenen von der Verwaltung des Lagers auch nicht eine einzige nationalsozialistische Zeitung zu Gesicht. Später wurde es eingeführt, daß jede Gefangenenkompanie (durchschnittliche Stärke 120 bis 140 Mann) je zwei Exemplare einer obskuren nationalsozialistischen Lokalzeitung, des „Märkischen Tagblatts“ bekam. Das Zentralorgan der NSDAP, der „Völkische Beobachter“, wurde aber anscheinend nicht einmal bei der nationalsozialistischen Lagerleitung selbst gelesen. In den vier Monaten, in denen ich im Lager den „Völkischen Beobachter“ abonniert hatte, habe ich noch nicht die Hälfte der für mich täglich eingehenden Nummern in die Hand bekommen, sie blieben einfach bei der Verwaltung hängen. Unzählige Male bin ich auf der Postabteilung gewesen und habe doch schließlich um nichts anderes gebeten, als um die Aushändigung meines Eigentums, und wie oft habe ich zu hören bekommen: „Später, später, jetzt liest Ihre Zeitung der Sturm-bannführer sowieso!“ Diese Erfahrung ist nicht nur für die Schlamperei in der Lagerverwaltung, für die Gleichgültigkeit gegenüber dem Eigentum eines Gefangenen kennzeichnend, sondern sie zeigt auch, wie wenig Interesse die Funktionäre der NSDAP im Lager an ihrer eigenen Bewegung hatten. Ein einziges Exemplar des Zentralorgans ihrer Partei, das noch dazu ein Gefangener für sich abonniert hatte, ging bei den SA-Führern von Hand zu Hand!

Ein tolles Kapitel auf dem Gebiete der Lagerverwaltung ist das des Lagergeldes. In der ersten Zeit unseres Aufenthaltes in Oranienburg gab es für die, die noch Geld hatten eine beschränkte Möglichkeit, sich zusätzliche Lebensmittel durch Einkäufe aus der Stadt holen zu lassen. die Besorgungen wurden von einem Gefangenen und einem SA-Posten ausgeführt. Dann kam aber die Lagerverwaltung auf die Idee, aus der Zwangslage der Gefangenen, die miserable Verpflegung nach Möglichkeit zu ergänzen, Kapital zu schlagen und eine Kantine einzurichten. Der Zahlungsverkehr der Gefangenen mit der Kantine findet durch Lagergeld statt, das Anfangs Juli eingeführt wurde. Die Entwürfe dazu mußte ein Gefangener, ein Graphiker aus Rathenow, machen, und es wurde bei der Reichsdruckerei gedruckt. Damit sollte zugleich vermieden werden, daß die Gefangenen bares Geld in der Hand hätten, was ja bei einem Flucht-

versuch eine wichtige Rolle hätte spielen können; es wurden denn auch alle an die Gefangenen von ihren Angehörigen eingehenden Geldbeträge vom Lager in bar entgegengenommen und nur in Lagergeld an die Gefangenen ausbezahlt. Das Tolle an diesem Kapitel ist aber nicht die Einrichtung des Lagergeldes an sich, sondern der Umstand, daß sich das Lager die Kosten dieser Einrichtung von den Gefangenen bezahlen ließ! Als die Verfügung über die Einführung des Lagergeldes getroffen und damit bestimmt wurde, daß alle Gefangenen das noch in ihren Händen befindliche Bargeld abzuliefern hätten, wurde von sämtlichem Geldbesitz der Gefangenen ohne Unterschied des Betrages je 30 Prozent für das Lager einbehalten, also auf deutsch gestohlen. In der gleichen Zeit wurden die gleichen 30 Prozent von allen für die Gefangenen eingehenden Postanweisungen einbehalten, den in dieser Zeit eingelieferten Gefangenen wurden von dem Gelde, das sie bei sich hatten, ebenfalls 30 Prozent einbehalten. Und dieser Massendiebstahl wurde so lange fortgesetzt, bis die Kosten für den Druck des Lagergeldes gedeckt waren. Hat man die Nationalsozialisten so gründlich aus der Nähe kennen gelernt, wie das ein Aufenthalt in einem Konzentrationslager von selbst ergibt, so wird man sich über einen solchen Vorgang nicht wundern: wer zu jedem Verbrechen, zu Mord und jeder Art von Körperverletzung jeden Tag und jedem Menschen gegenüber bereit und fähig ist, sollte der davor zurückscheuen, sich an dem Eigentum politischer Gefangener zu vergreifen ?

Die Nationalsozialisten behaupten von sich, daß ihre Bewegung nicht zuletzt dazu da sei, die im Deutschland der Nachkriegszeit angeblich besonders schlimme Korruption zu überwinden. Unter Korruption versteht man gemeinhin Bestechlichkeit; bei beamteten Personen also den Mißbrauch ihres Amtes zu persönlicher Bereicherung. Diese Korruption aber, so darf man nach den Beobachtungen im Lager Oranienburg feststellen, haben die Nationalsozialisten dort nicht nur nicht abgeschafft, sondern zu einer neuen Blüte entwickelt.

Daß in Gelddingen im Staate Oranienburg manches faul war, bekamen diejenigen unter uns Gefangenen sehr rasch zu spüren, deren Arbeit sie zu Einkäufen in die Stadt Oranienburg führte. Da ich die ersten vier Wochen im Lager als Maler beschäftigt wurde und in dieser Eigenschaft hin und wieder Gelegenheit hatte, zu Einkäufen von Materialien in die Stadt zu verschiedenen Geschäftsleuten zu kommen, konnte ich bald recht interessante Beobachtungen machen. Da diese Beobachtungen in die Monate Juni/Juli fielen, war es unzweifelhaft eine Zeit, in der die Geschäftsleute noch mit den geschwellten Segeln der Hoffnung im braunen Meer des Nationalsozialismus umherfuhren. Wenn man da in solche Geschäfte kam und, immer in Begleitung eines SA-Postens, einkaufte, waren die Leute so lange freundlich, so lange sie erwarten konnten, Bargeld zu erhalten. Sobald man aber heraushatte, daß wir im Auftrag des Lagers kamen und "à conto" einkauften, wurden die Mienen gleich kühler, und es kam oft genug sehr gedehnt aus dem Munde

manches Geschäftsmannes: „Ach sooo, Sie kaufen fürs Lager..“ Nicht einmal vor den SA-Leuten scheuten sich die Ladeninhaber, deutlich erkennen zu lassen, daß es mit dem Begleichen der aufgelaufenen Rechnungen durch die Verwaltung des Lagers nicht zum besten stand: so hat z. B. ein Oranienburger Geschäft für Leder und andere Schuhmachermaterialien, in dem für die Lager-Schuhmacherwerkstatt eingekauft wurde, lebhaft darüber geklagt, trotz häufiger umfangreicher Einkäufe lange Zeit nicht einen roten Pfennig gesehen zu haben. Es war eben in jeder Hinsicht im Konzentrationslager Oranienburg eine Mißwirtschaft.

Zur offenkundigen Korruption aber, d. h. zum Amtsmißbrauch zur persönlichen Bereicherung maßgebender SA-Führer des Lagers, wuchs sich die Lagerwirtschaft aus, als die Handwerkerstuben im Lager in vollem Betrieb waren, besonders die Elektrizitäts-Werkstatt und die Tischlerei. Die darin beschäftigten Gefangenen sind besonders tüchtige Facharbeiter ihrer Berufe, wie es ja von jeher nicht die schlechtesten Arbeiter waren die sich in die vorderste Reihe des Kampfes um die Freiheit und die Rechte der schaffenden Bevölkerung stellten. Ihrer politischen Tätigkeit wegen hatten die Nationalsozialisten sie nun eingesperrt; aber ihre berufliche, handwerkliche Tüchtigkeit verstanden sie sehr zu schätzen und für sich auszunutzen. Die SA-Führer des Lagers, der Sturm-bannführer Krüger und die Sturmführer Daniels und Ewe ließen sich alles Denkbare im Lager arbeiten; nicht etwa nur, was ja naheliegend war, die Einrichtung ihrer Dienstzimmer im Verwaltungsgebäude des Lagers, sondern auch Einrichtungen privater Art. Wenn irgendwo die Hitlersche Verfügung gegen die Schwarzarbeit gründlich umgangen worden ist, dann geschah das in den Handwerkeräumen des Lagers Oranienburg durch die Gefangenen auf Befehl der SA-Führer des Lagers. Man glaube auch nicht, daß etwa die Not den oder jenen SA-Führer dazu getrieben hätte, sich durch diesen Mißbrauch seines Amtes, also durch Korruption, zu bereichern. Als z. B. vor einiger Zeit der SA-Sturmführer Ewe heiratete, kam er gewiß in die Lage, Oranienburger Handwerker in Nahrung zu setzen und die entstehenden Aufträge an sie zu gehen, denn er heiratete die Tochter der Wirtin eines gutgehenden Berliner Weinrestaurants. Aber der SA-Sturmführer Ewe dachte gar nicht daran, die ergreifenden Aufrufe seines Führers „Schafft Arbeit!“ „Schließt Ehen, damit das notleidende Handwerk Arbeit findet!“, u. a. m. zu befolgen. Wozu war der SA-Sturmführer Ewe der Leiter der Gefangenenabteilung eines Konzentrationslagers? Warum sollte ihm dieses Amt nicht auch einige persönliche Vorteile bringen – Korruption heißt so etwas doch nur, wenn es die anderen tun? Also waren die Gefangenen-Handwerker emsig mit der Einrichtung der Wohnung des SA-Sturmführers Ewe beschäftigt, und wenn auch diese Schwarzarbeit den Oranienburger Handwerkern ihnen zukommende Aufträge entzog, so sparte doch der SA-Sturmführer Ewe Geld und ebenso handelte der SA-Sturmführer Adjutant Daniels, der sich ganze Zimmereinrichtungen in der Lagertischlerei von den Gefangenen bauen ließ.

Im Vergleich zu dem, was sonst im Oranienburger Lager geschah sind die zuletzt erwähnten Vorgänge gewiß von untergeordneter Bedeutung. Aber wenn man sich in der nationalsozialistischen Presse anschaut, welch ein Aufhebens von dem Hitlerschen Kampfe gegen die Arbeitslosigkeit gemacht wird, welch ein Geschrei über die angebliche Korruption des „Systems“ veranstaltet wurde, und nun damit das geschilderte Verhalten von SA-Führer im Oranienburger Lager vergleicht dann sind diese Dinge doch recht aufschlußreich. Sie zeigen daß sich der moralische Tiefstand der vorgeblichen „Erneuerer Deutschlands“ nicht nur in sadistischen Ausschreitungen offenbart, sondern auch auf anderen Gebieten.

IX.

Die SA im Lager

Wo kommen die SA-Leute her? — Wie sind sie politisch einzuschätzen? — Henkersknechte, Folterknechte, Landsknechte — Weil ich Fritz Ebert die Hand gab — Treibjagd auf dem Hofe — Massenverprügelurig im Tagesraum und im Hofgang — Schläge in der Wache — Neuer Gefangenentransport muß zehn Stunden stehen — Ohrfeigen auf Außenkommando.

Die SA - W a c h e des Lagers bestand durchschnittlich aus 80 bis 100 Mann, unter denen hin und wieder ein Wechsel einer Anzahl von Posten stattfand. Der größte Teil der SA-Leute stammte aus der näheren Umgebung Berlins ein geringerer Teil kam aus anderen Gegenden des Reiches, es gab Rheinländer, Sachsen Thüringer, Schlesier darunter. Der sozialen Herkunft nach waren nur ganz wenige SA-Leute gebildeten Standes. Die meisten SA-Leute waren Bauernjungen und Kinder von Arbeitern, die oft genug im politischen Gegensatz zu ihren Eltern standen. Die wenigsten hatten etwas gelernt oder schon einen Beruf ausgeübt; verheiratete Leute waren sehr selten dabei, am häufigsten waren die SA-Leute eben Angehörige jener bedauernswerten Generation von Nachkriegsjugend, die fast nichts anderes als die Arbeitslosigkeit kennen gelernt hat und in völliger Unkenntnis wirtschaftlicher und politischer Zusammenhänge dem Nazischwindel von dem alles verschuldenden „System“ aufgefressen ist.

Es wäre völlig verfehlt bei dem durchschnittlichen SA-Mann irgend eine noch so bescheidene politische Meinung zu vermuten. Soweit die

SA-Leute im Lager, besonders als Posten bei den Außenkommandos, sich in Gespräche mit den Gefangenen einließen, ergab sich bis auf geradezu verschwindende Ausnahmen immer und immer wieder, daß die Zugehörigkeit zur SA in erster Linie eine Art Versorgung darstellt. Romantik hatte die Jungens vielfach zuerst in die nationalsozialistische Bewegung hineingeführt; von der Romantik nächtlicher Unternehmungen, der Romantik eines Räuber- und Soldatenspiels mit politischen Gegnern, der Romantik des Versteckspiels mit der Polizei bis zu der allerdings schon bössartigen Romantik der Versammlungssprengungen; allmählich entwickelte sich aus der SA die bezahlte Prätorianergarde Hitlers, und die Romantiker rückten in besoldete Formationen ein, deren Führung und Aufbau dem militärischen Bedürfnis vieler junger Menschen entgegenkam.

Der Mangel an politischem Interesse — von politischen Kenntnissen ganz zu schweigen! — bei der SA ist von wahrhaft verblüffendem Ausmaß. Als die Reichstagswahlen und die Volksabstimmung vom 12. November bevorstanden, gab es hie und da einmal ein kurzes Gespräch über den voraussichtlichen Wahlausgang; aber abgesehen davon, daß sich auch das auf wenige Fälle beschränkte, wurde der Wahlausgang nicht anders erörtert wie etwa die Aussichten Schmelings in einem Boxkampf oder die einer Fußballmannschaft bei einem Länderspiel. Als die Wahlen vorüber waren, sprach die SA des Lagers überhaupt nicht mehr davon: von irgendeiner gehobenen Stimmung, die bei einem innerlich beteiligten, begeisterten Parteigänger angesichts des Hitlertriumphes doch sehr verständlich gewesen wäre, war auch nicht im mindesten die Rede. Die Unterhaltungen der SA-Leute untereinander drehten sich nur um ihren Sold, die davon gemachten Abzüge, ihre Schulden, ihre Saufgelage, ihren Geschlechtsverkehr. Es ist wahrhaftig nicht nur keine Uebertreibung, sondern der einzig treffende Ausdruck, wenn man das Dasein des durchschnittlichen SA-Mannes im mittelalterlichen Sinne des Wortes ein Landknechtsleben nennt. Der Oranienburger Sturmbannführer Krüger ließ sich eines Tages an die Wand seines Zimmers den sinnigen Spruch malen: „Laßt die Soldaten trinken, spielen, küssen — wer weiß, wie bald sie sterben müssen!“ Dieser Wandspruch kennzeichnet die Welt des SA-Mannes einigermaßen erschöpfend.

Ich habe in den sechs Monaten Oranienburg eine große Anzahl SA-Leute persönlich kennen gelernt und viele, viele Unterhaltungen mit ihnen gehabt. Ich bin nicht einem, nicht einem einzigen jungen Menschen in der SA begegnet, der auch nur eine Stunde seines an freier Zeit reichen SA-Daseins benutzt hätte, um zu Büchern zu greifen und ans eigenem Antrieb etwas zu lernen. Wenn man aus eigener Jugenderfahrung weiß, welch eine Summe von Willenskraft und Fleiß ganze Generationen sozialistischer Arbeiterjugend aufgebracht haben, um in harter Arbeit an sich selbst die Volksschulbildung zu ergänzen, sich weit über ihren Stand hinaus emporzuarbeiten, meist nach langer Arbeitszeit in Werkstätten und Fabriken, und vergleicht das mit der Jugend in der SA — um

Himmelswillen, welch ein Abstand! Wie viele SA-Leute haben überhaupt erst durch die Berührung mit uns politischen Gefangenen einen blassen Schimmer davon bekommen, daß es außer Gewehr 98, Armeerevolver 08, Gummiknüppel, Skatkarten, Bier und Geschlechtsverkehr noch andere Welten gibt!

Kein Wunder, daß sich in einer solchen SA-Jugend genug Kreaturen finden, bereit, die Rolle des Henkers und des Folterknechtes zu spielen. Es wäre indessen ungerecht, etwa ausnahmslos alle SA-Leute so anzusehen. In der Lagerwache in Oranienburg gab es einige anständige SA-Männer, es gab welche, die den Gefangenen gegenüber offen von den Verbrechen ihrer Kameraden abrückten und auch diese Gesinnung durch die Tat, durch ihr eigenes Verhalten gegenüber Gefangenen, bewiesen. Es gab SA-Leute, die gutmütig, es gab solche, die darüber hinaus vornehm waren und handelten, denen mancher Gefangene hie und da eine Erleichterung und mal eine erträglichere Stunde verdankte – und diese SA-Leute können gewiß sein, daß gerade inmitten der Oranienburger scheußlichen Barbarei jeder solche wohlthuende Beweis von Menschlichkeit in den Herzen der Gefangenen gut aufbewahrt wird. Aber weil ich alles so gerecht als nur möglich betrachten, weil ich so objektiv wie nur denkbar dem politischen Gegner gegenüber treten will, indem ich nicht dem miserablen, verächtlichen Beispiel des nationalsozialistischen Verhaltens uns gegenüber folge, darf und muß ich feststellen: die Wahrheit ist, daß diese SA-Leute eine Ausnahme bilden; eine erfreuliche, eine hervorzuhebende Ausnahme – aber eben, leider, eine Ausnahme. Die Roheit ist in der SA ungemein viel weiter verbreitet als die Menschlichkeit; die Taktlosigkeit sehr, sehr viel häufiger als selbst bescheidenste Rücksichtnahme; die Brutalität, die Neigung zum Verbrechen der Gefangenenmißhandlung sehr, sehr viel stärker als beamtenmäßige Korrektheit des Verhaltens. Schließlich ist dieser Zustand bei so vielen SA-Leuten ja nicht nur die Folge ihrer eigenen Veranlagung, sondern – was noch viel schlimmer ist – er ist das Erzeugnis einer planmäßigen „Erziehung“ zur Körperverletzung, zum Mord, die in der nationalsozialistischen Bewegung von jeher geübt worden ist. Wenn der Führer den grausigen Mord von Potempa verherrlicht, wenn er ein Sympathietelegramm an vertierte Verbrecher schickt, die zu fünft einem schlafenden Manne im Beisein seiner Mutter mit Stiefelabsätzen den Kehlkopf zertraten, – wenn das der Führer tut, wie soll dann das Verhalten der von ihm Geführten anders aussehen, als es uns in so mancher entsetzlichen Nacht in Oranienburg entgegentrat? Wenn in einer Bewegung jede Menschlichkeit als „Humanitätsduselei“ verspottet, wenn im Lande der Dichter und Denker das Henkerbeil zum Staatssymbol wird – wie soll es dann anders in der SA zugehen, als uns das auf die grauenvollste Weise in Oranienburg offenbar wurde? Und endlich: die SA-Leute folgten ja nur dem Beispiel ihrer Führer im Lager selbst, dem Beispiel der Sturmbannführer Schäfer und Krüger, der Sturmführer Stahlkopf und Ewe. Da die unmittelbaren Vorgesetzten im Lager sich

an den wehrlosen Gefangenen austobten – weshalb sollte sich die SA dann irgendeinen Zwang auferlegen?

Das tat sie denn auch nicht. Einige SA-Leute haben Morde auf dem Gewissen, eine bestimmte Anzahl hat sich an den feigen Exzessen auf Zimmer 16 beteiligt, eine größere Zahl war bei Gefangenenmißhandlungen sonst im Lager dabei, und viele haben ihr Mütchen an uns gekühlt, beim Strafexerzieren, bei der Strafarbeit im Lager und draußen, bei jeder Gelegenheit. Sehr viele haben natürlich auch moralische Mißhandlungen der Gefangenen verübt, manche aus Dummheit, ohne zu wissen und zu fühlen, was sie anrichteten – die große Mehrzahl aber aus Gemeinheit und Niedrigkeit der eigenen Gesinnung.

Von Zeit zu Zeit bahnte sich stellenweise ein erträgliches Verhältnis mit einer geringen Anzahl SA-Leuten an, besonders, wie schon erwähnt, auf den Außenkommandos. Aber diese Herrlichkeit dauerte gewöhnlich nicht lange. Wenn draußen etwas passiert war und im Lager besonders „dicke Luft“ herrschte, verschärfte sich auch regelmäßig das Verhalten selbst ruhiger SA-Leute; zwischendurch wurde außerdem zuweilen von der Lagerleitung aus dafür gesorgt, daß die Anständigkeit der SA nicht zu weit ging. Auch die SA-Leute wurden eben beständig unter Druck gehalten.

*

Kurz nach der Einlieferung des Sohnes des ersten deutschen Reichspräsidenten, des Abgeordneten Fritz Ebert ins Lager begegnete ich ihm frühmorgens auf dem vorderen Hofe und begrüßte ihn natürlich mit Handschlag. Als wir kurz darauf zu dem Forstkommando, in dem ich mehrere Monate lang gearbeitet habe, antraten, fragte mich einer der unserem Kommando zugeteilten Posten:

„Hast Du nicht eben dem Bonzenschwein Ebert die Hand gegeben?“

Darauf ich: „Jawohl!“

Der Posten, SA-Mann Kleint: „Du kennst wohl den Kerl ganz genau?“

Ich antwortete: „Natürlich, wir waren doch mehrere Jahre hindurch Reichstagskollegen.“

Der Posten schnauzte mich nun an: „Du hättest das Schwein lieber in den A . . . treten sollen!“ und verfügte, daß ich an diesem Tage, weil ich einem befreundeten Genossen frühmorgens die Hand gegeben hatte, auf dem Marsch zur Arbeitsstätte den für die SA-Posten immer mitgeführten Kaffee zu tragen hatte, ebenso auf dem Rückweg den Mantel des betreffenden Postens.

*

Auf dem vorderen Hofe des Lagers war auf einem niedrigen Gebäude ein leichtes Maschinengewehr montiert worden, das Tag und Nacht von einem mit einer Maschinenpistole bewaffneten Posten bewacht wurde (für diejenigen Gefangenen, die beim Militär und im Felde gewesen waren, bot diese Einrichtung einen etwas grotesken Anblick). Die

SA-Leute, die an dieser Stelle Posten standen, hatten natürlich von ihrem erhöhten Platz aus immer einen guten Ueberblick über den Verkehr auf dem vorderen Hofe, der sich zwischen den Schlafsälen, dem Tagesaufenthaltsraum, den Handwerkstuben und der Latrine abspielte. Sobald aus irgendeinem meist außerhalb des Lagers liegenden Grunde die Behandlung der Gefangenen besonders verschärft wurde, hatten diese Posten die Aufgabe, die Gefangenen über den Hof hin und her zu jagen. Während im allgemeinen Vorschrift war, daß eine Art von militärischer Ehrenbezeugung erst für die SA-Führer vom Sturmführer aufwärts geleistet werden mußte, maßten sich in solchen Situationen auch die einfachen SA-Posten das Recht an, von den Gefangenen gegrüßt zu werden, und jagten Gefangene, die darauf einmal nicht achteten, unweigerlich zurück oder mehrere Male hin und her. Es kam auch vor, daß man über den vorderen Hof des Lagers an diesem erwähnten Posten vorbei überhaupt nicht in normalem Schritt gehen durfte, sondern nur im Laufschrift; wie oft ist nicht die erste Zeit der Abgeordnete Heilmann, obwohl ihm die Folgen der erlittenen Mißhandlungen schon das normale Gehen schwer machten, über den Hof gejagt worden!

*

Vom Augenblick des Schlafengehens an bis zum morgendlichen Wecken patrouillierten zwei SA-Posten in dem Gang auf und ab, an dem die Schlafsäle lagen. Bei diesen Posten mußten sich die Gefangenen melden, wenn sie des Nachts zur Verrichtung eines Bedürfnisses den Schlafsaal verlassen wollten, und es ist natürlich gar nicht zu zählen, wie oft die SA-Posten solche Gelegenheiten zum Schikanieren der Gefangenen benutzt haben. Ist es an sich schon eine unerträgliche Demütigung, daß ein erwachsener Mensch einen solchen Jungen fragen muß, ob er ein unabweisbares körperliches Bedürfnis befriedigen darf, so wird diese Demütigung zur moralischen, ja zuweilen sogar körperlichen Mißhandlung, wenn niederträchtige Posten, wie das leider sehr oft geschah, ihren Uebermut oder ihre Gemeinheit an den Gefangenen ausließen, die nach den ersten Erfahrungen dieser Art ohnehin nachts ihren Schlafsaal nur verließen, wenn es gar nicht anders ging.

*

Der Tagesaufenthaltsraum der Gefangenen, ein früherer Maschinen-saal, liegt mit der Front seiner Fenster an dem vorderen Hofe des Lagers, so daß man von den Fenstern aus das Tor des Lagers und das Wachtgebäude sehen und die Ankunft neuer Transporte beobachten konnte. Daß die Gefangenen das häufig taten, versteht sich von selbst; denn schon die Möglichkeit, unter den neuankommenden Gefangenen Bekannte zu sehen, aber auch die Abwechslung, die in dem eintönigen Dasein des Gefangenen im Lager selbst in der Einlieferung neuer Leidensgenossen lag, führten dazu, daß bei solchen Gelegenheiten die Fenster des Tagesaufenthaltsraumes belagert waren. Zuweilen ließ das die SA zu, ohne

irgend etwas zu sagen oder zu tun; es ist aber auch vorgekommen, daß die Gefangenen beim Eintreffen neuer Transporte nicht nur rücksichtslos vom Hofe heruntergejagt, sondern auch von den Fenstern ihres Aufenthaltsraumes vertrieben wurden, ja, die SA kam auch einmal in einer Stärke von dreißig Mann in den Tagesraum hereingestürzt und hieb wie verrückt mit den Gummiknüppeln auf uns los, so daß die Gefangenen über Tische und Bänke klettern mußten, um sich der sinnlosen Prügelei zu entziehen.

*

Vom vorderen Hofe des Lagers zum hinteren, der in der ersten Frühsommerzeit noch eine Wiese gewesen war, später aber zu einem staubigen Sandplatz wurde, führte ein etwa zwei Meter breiter, etwa zehn Meter langer Gang, der sich auch noch im rechten Winkel hinzog. Wenn Hunderte von Gefangenen aus den Schlafräumen, aus dem Tagesraum und überhaupt von den Räumen des vorderen Hofes zum Appell oder zu anderen Gelegenheiten nach dem hinteren Hofe gingen vollzog sich dieser Verkehr naturgemäß sehr langsam, denn in dem engen Schlauch dieses winkligen Ganges war für eine größere Anzahl Menschen nur schwer vorwärtszukommen. Kein Wunder, daß es daher ein beliebtes Gesellschaftsspiel der SA war, die Menschen durch diesen Gang hindurchzujagen, und wiederholt ist von hinten sinnlos und wahllos auf die Gefangenen eingeschlagen worden.

*

Am vorderen Eingang des Lagers im Zuge der Straßenfront (Berliner Straße, Oranienburg) liegt ein kleines Wachthaus, das den Eingang ins Lager für Fußgänger enthält und zwei nebeneinander liegende kleine Wachtstuben, in denen der Wachthabende und die Posten sich aufhalten. Hier gab es für manchen neuingelieferten Gefangenen die ersten Schläge, und ebenso war es ein bei der SA beliebtes Mittel, die Wache von Gefangenen säubern zu lassen und sie dabei zu schlagen, zu treten, zu stoßen. Auch der unglückliche Abgeordnete Heilmann hat mehr als einmal diesen „Dienst“ verrichten müssen.

*

Als in den letzten Tagen des Monats Juni ein größerer Transport neu eingelieferter Gefangener aus Brandenburg kam, morgens gegen acht Uhr, mußte dieser ganze Transport von morgens um 8 bis abends um 6 Uhr, also volle zehn Stunden, in zwei Gliedern angetreten stehen bleiben; erst auf dem Hofe, dann, als es regnete, in der damals noch nicht zum Aufenthaltsraum hergerichteten Maschinenhalle. Nur während des Empfanges und des Einnehmens des Mittagessens durften sich die neu-angekommenen Gefangenen setzen, dann mußten sie wieder stehen. Was geht im Innern eines Menschen vor, der in einer solcher Situation zehn Stunden lang an einem Platze steht, von Zeit zu Zeit von ausgesuchten, besonders üblen SA-Leuten angeflegelt, um sich herum die dauernde

moralische und körperliche Mißhandlung der anderen Gefangenen beobachtend? Das Grauen ist in einem schon lebendig, wenn die bloße Ankündigung kommt: Du wirst nach Oranienburg überführt. Nun steht man da; eine Stunde verstreicht, eine zweite Stunde verrinnt, eine dritte, eine vierte . . . Das Grauen wächst, die Abscheu regt sich immer stärker – daß so etwas wie diese Konzentrationslager möglich sind, daß Menschen anderen Menschen so etwas zufügen können! Die fünfte, die sechste, die siebente, die achte Stunde – kein Ende. Die ihr hier eintrittet, lasset alle Hoffnung fahren! Die neunte Stunde, die zehnte Stunde – die Knie zittern, der ganze Körper schmerzt, bis zum Halse herauf steigt der Ekel. Empfang in Oranienburg!

An einem Augusttage wurde ein größerer Transport von Gefangenen eingeliefert, die bei einer Razzia im Osten Berlins verhaftet worden waren. Von der Einlieferung selbst haben wir nichts gesehen, denn plötzlich wurden mit der üblichen Brutalität sowohl der Tagesaufenthaltsraum als auch die beiden Höfe des Lagers von den Gefangenen gesäubert und alles in die Schlafsäle getrieben. Aber auch in den Schlafsälen selbst durfte sich nicht jeder da aufhalten, wo er wollte, sondern alle Gefangenen wurden in die Schlafsäle links vom Gang getrieben, weil die Schlafsäle rechts vom Gang Fenster haben, von denen aus man auf den hinteren Hof des Lagers sehen kann. Alles mußte in den Schlafsälen links vom Gang mit dem Rücken zum Gang sitzen oder stehen bleiben, damit kein Gefangener einen noch so flüchtigen Blick auf den hinteren Hof des Lagers hätte werfen können. Auf dem hinteren Hof des Lagers befindet sich die noch zu erwähnende Hindernisbahn mit der Eskaladierwand, über die die Neuangekommenen, wir wissen nicht wie oft, gejagt und dabei geschlagen wurden. Dann wurde der ganze neue Transport in einen besonderen kleineren Schlafsaal getrieben und bekam drei Tage lang nichts zu essen.

*

Manche SA-Leute benutzten aber auch ihre Stellung als Posten auf den Außenkommandos, um sich an ihnen mißliebigen Gefangenen zu vergreifen. Ein Beispiel für viele:

Zu dem Arbeitskommando „Ziegelei“, das täglich von der Zweigstelle des Oranienburger Lagers Blumberg bei Bernau ausmarschierte, gehörte ein 50jähriger Mann namens Spangenberg, den eine Herzkrankheit und eine im Kriege erlittene Gehirnerschütterung hinderte, so schnell und anhaltend die körperlich schwere Arbeit zu leisten, wie sich das einer der SA-Posten, der besonders üble Scharführer Kulawig, vorstellte. Dieser Scharführer trieb den herzkranken Mann auf die ihm eigene niederträchtige Weise wiederholt an, schneller zu arbeiten, obwohl der Gefangene, wie von all seinen Kameraden bezeugt wurde, stets sein Möglichstes tat; als er auf die Antreibereien hin aber den Scharführer einmal auf sein Alter und seinen Zustand aufmerksam machte, wurde er von dem SA-Mann Kulawig kurzerhand geohrfeigt. Außerdem mußte er eine schwere metallene 20-Literkanne, die morgens von zwei Leuten

mit Kaffee hinausgetragen wurde, auf dem ganzen Rückmarsch allein zurücktragen, voll Wasser gefüllt, und mit einem Stein beschwert. Solche SA-Männer wie diesen Kulawig, die sich derartig auch an älteren und kranken Gefangenen vergingen, gab es eine ganze Anzahl.

X

Wenn uns unsere Frauen besuchten

Besuchsregelung – Besuchssperre – Hunderte von Frauen und Kindern vor verschlossenen Toren – Ein Sadist jagt meine Frau fort – Zwei Monate Besuchs- und Briefsperre.

Die Regelung der Besuchszeit für Angehörige hat sich im Laufe der Zeit im Konzentrationslager Oranienburg wiederholt verändert. Bevor unser erster anhaltischer Transport Mitte Juni eingeliefert wurde, hatte es, so war uns berichtet worden, Wochen gegeben, wo man die Angehörigen an den Sonntagnachmittagen mehrere Stunden lang zu den Gefangenen ins Lager hereinließ und auch die Gespräche nicht besonders streng überwachte. Dann kamen Sonntage, an denen nur für die Berliner, andere Sonntage, an denen allgemeine Besuchssperre für alle Gefangenen war. Das wurde zuweilen, je nach Laune des despotischen Kommandanten, so kurz vor dem betreffenden Sonntag verfügt, daß nur bemittelte Gefangene ihre Angehörigen noch telegraphisch benachrichtigen konnten; Hunderte von armen Frauen standen an solchen Sonntagen vor dem geschlossenen Tor des Lagers und fanden nichts als das Plakat: „Besuchssperre“. Welche Szenen haben sich da abgespielt; Frauen schluchzten, Kinder weinten und schrien nach ihrem Vater – das alles hat aber weder den Kommandanten gerührt noch die SA, die an solchen Tagen den Befehl bekam und prompt ausführte, die Angehörigen der Gefangenen von der Straße vor dem Lager wegzujagen.

Im Juli wurde eine neue Regelung eingeführt, die sich der Sturmführer Ewe ausgedacht hatte. Es sollte zwar nun jeden Sonntag Besuchszeit geben, aber für jeden Zug jeder Gefangenenkompanie nur eine halbe Stunde; mit dem An- und Abmarsch jedes Zuges von Gefangenen und jedes gleichermaßen drillmäßig behandelten Zuges der entsprechenden Angehörigen bedeutete das praktisch, daß etwa 20 Minuten reine Sprechzeit übrig blieben. Man saß an langen Tischen im Tagesaufenthaltsraum des Lagers, auf der einen Längsseite die Gefangenen, auf der anderen die Angehörigen, an jedem Kopfende des Tisches saß je ein überwachender SA-Mann, außerdem gingen der SA-„Offizier“ und „Unter-

Offizier“ vom Dienst und mehrere SA-Leute dauernd beobachtend im Saal herum. Die Gefangenen, die Besuch aus ihrer von Berlin weiter entfernt liegenden Heimat erhielten, also z. B. Anhaltiner und Mecklenburger, hatten in diesen Wochen erfreulicherweise zwei Stunden Besuchszeit, da sie schon wegen der Kosten der Bahnfahrt naturgemäß nur in mehrwöchigem Abstand Besuch bekamen. Aber auch diese verlängerte Besuchszeit für uns Anhaltiner stieß zuerst auf den Widerstand des Sturmführers Ewe. Als dieser degenerierte Sadist eines Sonntags „Offizier“ vom Dienst war, pfiff er die Besuchszeit nach einer knappen halben Stunde ab, auch für die Frauen, die acht Stunden und länger mit der Bahn unterwegs gewesen waren. Selbst der SA-Führer von der Wache mischte sich zu unseren Gunsten ein und wies den Sturmführer Ewe darauf hin, daß doch durch allgemeine Anordnung die anhaltischen Gefangenen längere Besuchserlaubnis hätten. Als der Wachhabende dies tat, standen wir auf dem vorderen Lagerhof; wenige Meter von mir entfernt meine Frau, zwischen uns der Sturmführer Ewe; meine Frau und ich mit Herzklopfen – würden wir noch miteinander sprechen können? Man wußte in diesem Lager doch nie, wann und ob überhaupt man sich wiedersah. Vergebens. Auch die Freundlichkeit des Wachhabenden nützte nichts. Meine Frau wurde von Ewe weggejagt, ich sehe es noch vor mir, wie sie zögernden Fußes ging, alles an ihr zitterte, so niederträchtig konnte doch kein Mensch sein, auch kein SA-Mann? O, wie wenig Ahnung hatten so viele gutherzige Frauen, wessen ein Mensch gewordener Teufel wie der Sadist Ewe fähig sein konnte! In solchen Augenblicken fiel mir dann ein, was Hitler so alles in schönen Reden über die von ihm beabsichtigte Wiederherstellung des deutschen Familienlebens versprochen hat . . .

*

Besuchssperre für zwei Sonntage Ende August gab es, als die Hinderburgeiche auf dem Tempelhofer Feld beseitigt worden war. Es war zwar absolut sicher, daß diese Tat von keinem Insassen des Oranienburger Lagers verübt worden war; aber den oder die Täter hatte man nicht, uns dagegen hatten die Nazis in ihrer Gewalt, also hielten sie sich im Sinne der neuen deutschen „Gerechtigkeit“ an Unschuldige. Zwei Wochen Besuchssperre, drei Tage kein warmes Mittagessen.

Die meisten Gefangenen hatten nach dieser Besuchssperre von ihren Angehörigen gerade die Ankündigung des nächsten Besuches erhalten, da kam eine neue Besuchssperre; diesmal nicht für zwei Wochen, sondern für zwei Monate, verbunden mit zwei Monaten Postsperre, so daß wir zwei Monate lang vom Schicksal unserer Familien nichts erfuhren, und sie nichts von unserem. Kann sich ein Leser vorstellen, welch eine unendlich lange Zeit zwei Monate sein können? Für die gefangenen Männer, die nicht wissen, ob ihre Frauen noch Unterstützung bekommen, ob sie und die Kinder noch etwas zum Leben haben; für die Frauen

aber erst, die Tag und Nacht das Höllenbild dieses Lagers vor Augen haben, die nicht wissen, ob nicht ihr Mann inzwischen halbtot geschlagen worden ist?

XI.

Der 12. November im Lager

Wahl und Volksabstimmung hinter Stacheldraht und unter SA-Terror – Wie die vielen Ja-Stimmen zustande kamen – Die Wahlrede eines Sturmbannführers – Vorher: „Deutsche Volksgenossen“, nachher: „Ihr Schweine ...“

Manche Leser der deutschen und ausländischen Presse werden sich gewiß über die Wahlergebnisse gewundert haben, die nach dem 12. November aus einigen Konzentrationslagern bekanntgeworden sind. Im Lager Oranienburg haben (damals war die Belegschaft vorübergehend gering) von 368 abstimmenden Gefangenen bei der Volksabstimmung 338 mit Ja gestimmt, der Rest mit Nein oder mit ungültig gemachtem Zettel; in der Zweigstelle Blumberg, in der ich mich damals befand, wurden 73 Stimmen abgegeben, 61 Ja, 9 Nein, 3 ungültig. Da ein ähnlich hoher Prozentsatz Ja-Stimmen auch aus anderen Lagern, wie z. B. Brandenburg und Dachau gemeldet wurde, kann ich daraus nur schließen, daß von den Gefangenen dort die gleiche taktische Ueberlegung angestellt worden war wie bei uns; eine möglichst geschlossene Abgabe von Ja-Stimmen mußte für alle Welt offenkundig machen, daß es sich um reine Terrorwahlen handelte. Daß gerade die Insassen von Konzentrationslagern nicht einer Regierung das Vertrauen aussprechen würden, die sie so menschenunwürdig behandelte, die sie derart peinigen ließ, war wohl für jeden klar. Die Zahl derer, die durch die Abgabe von Ja-Stimmen ihre Entlassung zu beschleunigen hofften, war verschwindend klein; es überwog unter den Lagerinsassen bei weitem die Meinung, daß durch die Abgabe von Ja-Stimmen der Hinweis auf den unverfälscht terroristischen Charakter der „Volksabstimmung“ am augenfälligsten zu geben sei, und daraus erklärt sich das Ergebnis der Wahl jedenfalls in Oranienburg, wahrscheinlich auch das anderer Lager. Die Veranstaltung der Wahl in den Lagern – obwohl sie sich technisch in der üblichen Weise in Wahlzellen vollzog – war angesichts des grenzenlosen, unmenschlichen Terrors, unter dem die politischen Gefangenen litten, nichts anderes als eine Farce. Dies Thema darf aber nicht verlassen werden, ohne

einer Episode zu gedenken, die sich bei der Wahl in der Blumberger Zweigstelle des Oranienburger Lagers abspielte.

Nachdem die Gefangenen am Freitag vor der Wahl von ihrem Quartier, dem Rittergutsvorwerk Elisenu, in das Dorf Blumberg in einen Gasthof geführt worden waren, wo eine Rundfunkübertragung der Rede Hitlers im Berliner Siemenswerk stattfand, wurde am Sonnabendabend vor der Wahl im Aufenthaltsraum der Gefangenen die Ansprache Hindenburgs übertragen. Daran anschließend hielt der Blumberger Kommandoführer, Sturmbannführer Maue eine überaus charakteristische Rede. Ihrer Wiedergabe sei die Bemerkung vorausgeschickt daß der Sturmbannführer Maue, ein dicker, trinkfroher Landsknecht, noch keiner von den schlechtesten SA-Leuten war; im übrigen ein Mann, der sich mit einem erstaunlichen Minimum an Geistesgaben durchs Leben schlug. Dieser Sturmbannführer Maue begann:

„Deutsche Volksgenossen!“

Allgemeine Verblüffung — eine solche Anrede hatten wir Gefangenen im Konzentrationslager noch nicht gehört; aber na ja, es war der Vorabend der Wahl. Also:

„Deutsche Volksgenossen! Morgen werdet Ihr zur Wahl gehen. Ihr habt ja Euer Staatsbürgerrecht nicht verloren, Ihr seid eingesperrt, weil Ihr unsere politischen Gegner wart, aber Ihr seid doch keine Verbrecher — deshalb geht Ihr morgen zur Wahl.

Unser Führer ist aus dem Völkerbund ausgetreten, damit werdet Ihr doch alle einverstanden sein. Es war doch nicht mehr mitanzusehen, wie die in Genf für unser deutsches Geld gefressen und gesoffen, wie sie in Sekt und Kaviar geschlemmt haben. Da werdet Ihr sicher mit Ja stimmen, daß wir das nicht mehr mitmachen.

Ich habe gehört, daß unter Euch erzählt wird, Ihr müßtet unter Druck wählen — das ist natürlich Quatsch. Niemand schreibt Euch vor, wie Ihr abstimmen sollt. Ihr habt eben morgen Gelegenheit zu zeigen ob Ihr die Konzentrationslager noch nötig habt oder nicht.

Und nun macht mir hier in Blumberg keine Schande, damit wir nicht schlechter abschneiden als Oranienburg!“

Nach dieser Rede waren wir im Zweifel, ob wir am meisten die, höflich gesagt, überwältigend kindliche Vorstellung bewundern sollten, die sich der Kommandoführer von Deutschlands Beziehungen zu Genf machte, oder die nicht minder naive Dreistigkeit mit der er in einem Atemzuge bestritt, daß wir unter Druck wählten, und gleichzeitig unverkennbar mit dem Zaunpfahl verlängerten Konzentrationslagers winkte.

Als am Montag nach der Wahl frühmorgens die Außenkommandos Blumberg angetreten waren, holte Sturmbannführer Maue zu einer neuen, diesmal aber kürzeren Rede aus. Das Wahlergebnis hatte gezeigt, daß der Prozentsatz der Neinstimmen in der Zweigstelle Blumberg um ein Geringes höher war als im Hauptlager Oranienburg. Darnach ließ sich der Sturmbannführer wörtlich also vernehmen:

„95 Prozent des deutschen Volkes haben sich für die Regierung Hitler erklärt. Oranienburg hat viel besser gewählt, I h r S c h w e i n e habt gezeigt, daß Ihr die Konzentrationslager noch zwanzig Jahre nötig habt. Abrücken!“

Am Sonnabend vor der Wahl: Deutsche Volksgenossen!, am Montag nach der Wahl: Ihr Schweine . . .

XII.

Die Steinsärge von Oranienburg

Die Disziplinarstrafen im Konzentrationslager — Die Hindernisbahn — Die Dunkelarrestzellen — Die stehenden Steinsärge — 192 Stunden lebend begraben.

Auf dem hinteren Hofe des Lagers befand sich die schon einmal erwähnte Hindernisbahn. Die Gefangenen, die darüber gejagt wurden mußten zuerst zwischen zwei rechkähnlichen Stangen hindurchspringen, dann über eine drei Meter hohe senkrechte Eskaladierwand klettern, natürlich ohne jedes Hilfsmittel, dann über einen breiten Graben springen, dann ein etwa zehn Meter langes, 80 Zentimeter hohes Gestell durchkriechen, in dem abwechselnd ein Brett quer von unten und eines von oben angebracht war, so daß sich ein Mensch wie eine Schlange hindurchwinden mußte, und zum Schluß über einen schmalen Balken, der über eine Grube gelegt war, balancieren. Ueber diese Hindernisbahn sind die Gefangenen in einer gar nicht wiederzugebenden Zahl gejagt worden, ohne Rücksicht auf ihr Alter, ohne Rücksicht auf körperliche Gebrechen, und das nicht nur einmal, sondern beliebig oft, bis manche vor körperlicher Erschöpfung auf dem Platze zusammenbrachen; mehr als ein Gefangener ist von der Hindernisbahn weggetragen worden. Selbstverständlich wurde dabei auch geschlagen, es war eine beliebte Gelegenheit für die SA, sich auszutoben, und wer z. B. den Sturmführer Stahlkopf an der Hindernisbahn entlanggehen sah, wenn er Angehörige der Judenkompanie darüberjagte, der wußte, wie ein Sadist in den Augenblicken seiner Befriedigung aussieht.

Bei der militaristischen Verfassung der SA ist es naheliegend, daß die Mißhandlung von Gefangenen auch durch militärisches Strafexerzieren betrieben wurde. Indessen muß beinahe zur Ehre des preußischen Kommiß gesagt werden, daß bei ihm das Strafexerzieren eine humane Einrichtung war, wenn man es mit der Gemeinheit der entsprechenden SA-Veranstaltungen vergleicht.

Es genügten ganz geringfügige Anlässe, um die Gefangenen einem derartigen Exerzitium auszuliefern. So hatte z. B. im Juli der in Abschnitt III erwähnte Revierförster Pohl-Behrensbrück die Gefangenen des Forstkommandos Behrensbrück bei der Lagerleitung denunziert, unerlaubte politische Gespräche geführt zu haben. Als die Gefangenen nach der schweren Forstarbeit am Abend zurückkamen, mußten sie, ohne vorher essen zu können oder ohne sich auch nur ein paar Minuten ausruhen zu dürfen, auf dem hinteren Hof des Lagers antreten und wurden dort schwer geschunden. Es wurden „Freiübungen“ gemacht, aber wie! Z. B. eine Kniebeuge, nicht wie beim Militär, wo die Strafe in der Anzahl der befohlenen Kniebeugen bestand, verschärft allenfalls durch Vorstrecken des Gewehrs, sondern Kniebeuge in mehreren Zeiten: auf das Kommando eins die Beine nur ganz wenig beugen, auf zwei etwas tiefer gehen, auf drei noch tiefer, auf vier wieder tiefer, und so fort. Dabei mußten die Gefangenen in den einzelnen Kommandohaltungen nicht nur sekunden-, sondern minutenlang verbleiben, während die Folterknechte durch die Reihen gingen und die Haltung der einzelnen mit den ekelhaftesten Schimpfereien kritisierten. Je länger das im einzelnen Fall dauerte, desto mehr schmerzten den Gefangenen die Sehnen, die Gelenke zitterten, das Herz arbeitete pochend – kurzum, es war eine infame Menschenschinderei. Diese Art von Strafexerzieren war bei der SA im Lager Oranienburg sehr beliebt, und unter der Wache befanden sich viele Landsknechte, die sich an solchen Abenden hemmungslos in ihrem legalisierten Sadismus austobten.

Der Sturmbannführer Krüger und der Sturmführer Ewe begannen, um wieder einmal etwas Neues zu erfinden, plötzlich einmal ganz genau darauf zu achten, ob sie auch von allen Gefangenen vorschriftsmäßig begrüßt wurden. Fanden sie welche, bei denen ihnen an dem Groß etwas aufzusetzen schien (und wie leicht war ihnen das!), so bestellten sie diese Unglücklichen auf den gleichen Abend zu einer bestimmten Stunde vor die Sanitätswache. Dort sammelten sich dann je nach der Ausbeute des Tages zehn oder mehr Gefangene, die während ihrer abendlichen Freizeit strafexerziert wurden, in der oben beschriebenen Weise, durch Jagen über die Hindernisbahn und ähnliches mehr.

Neben dem Zimmer 16 war das schlimmste in Oranienburg die Einrichtung der Dunkelarrestzellen. Die am häufigsten benutzten waren zwei ehemalige Trockenkammern der Gießerei, noch von ihrer früheren Verwendung her mit schwarz angestrichenen Wänden auf deren Zementfußboden nur ein wenig Stroh lag. „Licht“ und „Luft“ kamen in diese Zellen nur durch einige in den eisernen Türen befindliche Löcher von wenigen Zentimetern Durchmesser. Zur Not hatten in diesen Zellen je drei bis vier Mann Platz, es haben aber Tage und Nächte lang bis zu vierzehn Mann darin gelegen. Die Insassen der Arrestzellen wurden nur zu den Mahlzeiten morgens, mittags und abends für kurze Zeit herausgelassen, einmal nachts und einmal am Tage zum Austreten und zu einer kurzen, im Kreislauf auf dem vorderen Hof zu absolvierenden Freistunde.

Diesen Dunkelarrest verhängte der Kommandant bei jeder Gelegenheit, meist ohne im Falle einer Anschuldigung den betreffenden Gefangenen zu hören und, je nach Laune, mit ganz verschiedener Dauer. Es haben Gefangene bis zu viereinhalb Wochen ununterbrochen in diesem Dunkelarrest gesessen, z. B. hat der älteste der vier Friedrichsthaler Arbeiter, die man zu dem 17stündigen Marsch gezwungen hatte im Anschluß an diese Schinderei noch 28 Tage im Dunkelarrest verbringen müssen.

Diese Art von Arrestzellen reichte aber für den Sadismus des Lagerkommandanten nicht aus, denn wenn die Zellen nicht gerade überfüllt waren, konnten sich die zu Arrest Verurteilten immer noch nachts auf dem Fußboden lang legen. Das war noch zu viel der Humanität. Deshalb ließ der Lagerkommandant im Oktober Dunkelarrestzellen bauen, die, völlig aus Stein, eine Bodenfläche von 60 zu 80 Zentimetern hatten, so daß also ein Mensch darin gerade aufrecht stehen konnte. So mancher Gefangene ist gleich nach seiner Einlieferung und ersten Verprügelung in eine dieser Stehzellen gewandert, und mit wunden Füßen wieder herausgekommen.

Tatsächlich war diese grauenhafte Erfindung des Lagerkommandanten nichts anderes als eine Art aufrechtstehender Sarg. Ein Raum mit einer Bodenfläche von 60 zu 80 Zentimetern erlaubt gerade das Stehen: keine noch so geringe Beugung der schon nach kurzer Zeit erstarrenden Glieder ist möglich. Diese Steh-Bunker sind die Ausgeburt einer geradezu mittelalterlichen Folterknechtsphantasie. Die Gefangenen, die da hineingepfercht wurden, haben entsetzliche Stunden, unsagbar qualvolle Nächte durchgemacht. In einen Zementsarg eingeschlossen zu sein, kein Glied rühren zu können, fühlen, wie die Glieder von unten her starr werden, zu schmerzen beginnen, wie die Knie durchsacken und an die Wand stoßen, nicht wissen, wohin mit den Armen, wie noch länger stehen, und dazu die nicht geringere seelische Folter – das fürchterliche Bohren der Gedanken, die nur einen Inhalt haben: heraus aus dem entsetzlichen Zementsarg, die wachsenden Schmerzen des ruhelos eingesperrten Körpers, die die Tränen der Wut, der Verzweiflung in die Augen pressen, den rasenden Druck im Kopfe vermehrend, den das in den Schläfen hämmernde Blut erzeugt – es ist eine Hölle, und der sie erfand, ist kein Mensch, sondern ein Vieh.

Viele Stunden lang wurden die Menschen in diese Steinsärge eingeschlossen. Ein Gefangener wird ins Lager eingeliefert, weil er draußen etwas Kritisches über Herrn Hitler gesagt haben soll. Er wird verprügelt, daß noch Tage darnach die blutunterlaufenen Stellen neben seinen Augen zu sehen sind, und er kommt vierzehn Stunden – vierzehn Stunden! – in einen dieser stehenden Steinsärge. Nach zwei Stunden tastet er, so weit er sich überhaupt zu bewegen vermag, die Wände ab ob er nicht einen Halt für seine beiden Taschentücher findet, aus denen er eine Schlinge dreht . . . Vierzehn Stunden aufrecht stehend, um den Körper

herum in wenigen Handbreiten Abstand die Mauern — das bringt einen Menschen auf den Weg zum Wahnsinn.

Aber vierzehn Stunden sind noch zu wenig. Der Schutzhaftgefangene Neumann wurde acht Tage und acht Nächte, 192 Stunden! 192 Stunden! im Stehsarg eingeschlossen. Er kam mit wahnsinnig schmerzenden, geschwollenen Füßen wieder heraus, die Knie waren wund vom Anprall an die Wand — grauenhaft.

Das ist eine „Disziplinarstrafe“ in Oranienburg, die aus geringstem Anlaß vom Kommandanten völlig willkürlich verhängt wird.

*

Und nun bitte ich den Leser, sich all das vom Oranienburger Lager Geschilderte noch einmal vorzustellen, um es mit dem entscheidenden Gedanken zu verbinden, den allerdings zu Ende zu denken beinahe unmöglich ist: alles, was uns im Oranienburger Lager geschah und was noch geschieht, wird u n s c h u l d i g e n Menschen, im Sinne des Gesetzes u n s c h u l d i g e n Menschen zugefügt! Wer sich auch nur geringfügig gegen Gesetze vergangen hat, gegen den wird ein Verfahren eingeleitet und durchgeführt, und die Justiz des Dritten Reiches spart gewiß nicht mit drakonischen Urteilen. Wer im Konzentrationslager ist, der ist dort außerhalb der Strafverfahren, und vielen unter uns Gefangenen, so auch mir, haben die Nationalsozialisten zynisch versichert, gegen uns liege gar nichts vor, wir seien eben nur im Konzentrationslager, weil wir vor der Machtergreifung Hitlers eine dem Nationalsozialismus entgegengesetzte Gesinnung gehabt hätten.

Aber nicht nur diesen wahrhaft grauenerregenden Gedanken, daß alle die Torturen unschuldigen Menschen zugefügt werden, muß der Leser sich vor Augen führen, sondern auch einen zweiten, nicht minder entsetzlichen Gedanken: was hier wahrheitsgemäß geschildert worden ist sind Einrichtungen und Ereignisse aus e i n e m einzigen Konzentrationslager in Deutschland, nur aus e i n e m !

XIII.

Die Flucht aus der Hölle

Der Entschluß — Bei 16 Grad Kälte an der Kanalarbeit — Ich laufe weg — Wann fällt der erste Schuß? — Der Marsch nach Oranienburg — Im Auto durch Oranienburg — Ich erreiche Berlin — Seit neun Monaten das erste warme Bad — Ich verlasse Berlin und steige neunmal um — Ein achtstündiger Nachtmarsch — Die rettende Grenze überschritten — Nach 22stündiger Flucht das erste Bett — Im Exil, aber in Freiheit.

Den Entschluß, aus dem Konzentrationslager Oranienburg zu entfliehen, habe ich gefaßt, als ich mich in einem Zustand befand, in dem ich nur noch die Wahl zwischen Selbstmord und Flucht sah. Für manchen Gefangenen ist ja auch die Wahl der Flucht mit der Wahl des Selbstmordes gleichbedeutend gewesen, da die SA-Posten in den Konzentrationslagern generell die Anweisung haben, auf jeden Fliehenden sofort und ohne Anruf scharf zu schießen.

Ich befand mich vom Oranienburger Lager aus auf einem Außenkommando, das den nordwestlich von Oranienburg verlaufenden Murgraben auszuschachten hatte. Diese Arbeit wurde übrigens trotz der Anfang Dezember einsetzenden Kälte auch dann noch fortgesetzt, als wir schon mit dem Spaten die gefrorene Erde aufhacken mußten. Die Arbeitsstätte liegt in einiger Entfernung von der Chaussee Oranienburg-Nauen, zwischen Oranienburg und Germendorf, auf freiem Felde, es ist weit und breit kein Wald oder Buschwerk oder eine andere Deckungsmöglichkeit. Am Morgen des 4. Dezember marschierten wir wieder bei klingendem Frost von Oranienburg eine knappe Stunde weit die Germendorfer Chaussee bis zu einem einsamen Bauernhof, wo in einer Scheune die Spaten, Schaufeln und anderen Werkzeuge aufbewahrt wurden. Es war morgens um 7 Uhr. Kurz nach 8 Uhr kamen wir mit den Werkzeugen an der Arbeitsstätte an. Auf der einen Seite des schnurgerade verlaufenden Grabens war die aufgeworfene Erde zu einer etwa zwei Meter hohen und etwa 20 Meter langen Böschung aufgetürmt worden, und diese Böschung, so schien es mir, konnte wohl für die ersten paar hundert Meter Querfeldeinlaufens eine gewisse Deckung bieten. Das Kommando bestand aus achtzig Gefangenen und war von sechs SA-Leuten bewacht, die sich über die ganze Arbeitsstrecke am Kanal verteilten. Ich trug, wie ein Teil der übrigen Gefangenen, noch eigene Kleidung. (Für diejenigen Lagerinsassen, die keine eigene Kleidung mehr hatten oder tragen wollten, lieferte das Lager aus den Restbeständen der preußischen Polizeiverwaltung ausgediente Uniformhosen, Röcke und Mäntel.)

Schon auf dem Marsch an diesem Montagmorgen vom Lager bis zum Kanal dachte ich unaufhörlich darüber nach, ob es mir an dem Tage

gelingen werde, zu entkommen. Mein Blick streifte immer wieder das Gewehr, das der in der Marschkolonne zufällig gerade neben mir marschierende SA-Posten über seiner Schulter trug: würde mich aus seinem Lauf die Kugel treffen, die allem ein Ende machte?

Aber nicht nur vor den sechs SA-Posten mußte ich mich in acht nehmen, sondern ebenso sehr vor den Mitgefangenen. Da wären eine ganze Anzahl ohne weiteres bereit gewesen, einen fliehenden Schicksalsgenossen zu verraten, die SA darauf aufmerksam zu machen, um sich selbst einen kleinen Vorteil zu sichern. Ich mußte also nicht nur darauf achten, von den sechs SA-Posten nicht gesehen zu werden, sondern auch versuchen, der Aufmerksamkeit der Gefangenen dieses Kommandos zu entgehen.

Ich befand mich in einer fieberhaften Spannung. Alles, was ich in den sechs Monaten Oranienburg selbst erlebt und was ich an anderen gesehen hatte, drängte sich wie ein rasender Film vor meinem inneren Auge zusammen, so daß mich, trotz der unmittelbar drohenden Gefahr erschossen zu werden, der Wille, dieser Hölle zu entkommen, geradezu körperlich packte.

Nachdem wir aus der Scheune nahe dem Kanal unser Werkzeug geholt hatten und die Gefangenen unter der Aufsicht der Posten an die Arbeitsplätze gestellt wurden, sprang ich, nach einer ganz kurzen Ueberlegung weniger Sekunden, hinter die erwähnte Böschung, an deren einem Ende ich zwei Tage zuvor gearbeitet hatte. Hätte mich in diesem Augenblick ein Posten gefragt, was ich an der Böschung wollte, so konnte ich mich ausreden: ich hätte bei meiner Arbeit zwei Tage zuvor dort etwas verloren und wolle nachsehen. Ein kurzer Blick zurück zeigte mir aber, daß mein Verschwinden von der allgemeinen Gruppe der Gefangenen zunächst unbemerkt geblieben war. Nun lief ich mit langen Sätzen rasch bis in die Mitte der Böschung, so daß ich weder von den Gefangenen noch von den Posten gesehen werden konnte. Meine Füße schienen mir wie von Blei, das Herz schlug mir bis zum Halse hinauf, mit keuchendem Atem stand ich an die Böschung gelehnt, trotz der Kälte war mir am ganzen Körper glühend heiß, und ich hatte das Gefühl, als ob meine Glieder den Dienst versagen wollten. Ich habe sicher nur eine halbe Minute hinter der Böschung gestanden, aber die Zeit schien mir endlos. Noch konnte ich zurück – noch konnte ich beim Arbeitskommando mit einer einigermaßen glaubwürdigen Ausrede wieder auftauchen, – aber nein. Auf's neue nach Oranienburg? Nein! Sollten sie schießen, dann hatte eben alles ein Ende. Mitten in diesem sinnverwirrendem Jagen der Gedanken überkam mich ein so übermächtiges Sehnen nach Ruhe, nach einem Ausgelöschtsein aller Gedanken, aller Empfindungen, daß mir der Entschluß, die Flucht nun zu beginnen, mit einem Male federleicht schien.

Mit einem letzten Blick übersah ich noch einmal rechts und links die Silhouette der Böschung, nirgends zeigte sich ein Posten oder ein Gefangener.

Also los!

Querfeldein raste ich nach der Chaussee zu, über einen gefrorenen Sturzacker; jeden Augenblick gewärtig einen Schuß pfeifen zu hören, der mich niedergestreckt hätte. Ich stolperte über eine Furche und verhielt einen Moment – nichts war zu hören, rings um mich eine unheimliche, lastende Stille.

Ich wagte nicht, mich umzusehen. Jetzt war ich schon einige hundert Meter entfernt, die Deckung der Böschung reichte sicher nicht mehr aus, um mich den Blicken der SA-Posten und der übrigen Gefangenen zu entziehen, jetzt mußte ich wohl für die Leute am Kanal eine dunkle Gestalt sein, die sich in der Richtung vom Arbeitsplatz weg auf die Landstraße zu bewegte – schoß denn immer noch keiner? Vor Erregung am ganzen Körper fliegend strebte ich weiter auf die Chaussee zu – ein Wunder, es fiel kein Schuß.

Jetzt wagte ich mich zum ersten Mal umzudrehen, ich sah die Posten auf und ab gehen, ich sah die Bewegungen der Gefangenen, es schien, daß meine Flucht noch nicht beobachtet worden war.

Nun verfolgte ich die Straße nach Oranienburg, die wir eine Stunde zuvor herausmarschiert waren. Mit jagendem Atem und pochenden Pulsen eilte ich der Stadt zu, und mußte mich doch zwingen, nicht zu schnell zu rennen, um nicht Verdacht zu erregen. Ein Kohlenwagen überholte mich, zwei Männer auf dem Kutschbock blickten zu mir herunter: konnte man mir denn ansehen, auf was für einem Wege ich mich befand? Auf der anderen Straßenseite kam mir ein Mann entgegen; als er noch zwanzig Meter von mir entfernt war, wechselte er plötzlich die Straßenseite und kam schräg über die Breite der Chaussee auf mich zu – was will der von mir? Nichts. Warum soll ein Fußgänger nicht einmal von der rechten auf die linke Straßenseite herüberwechseln?

Auf halbem Wege zur Stadt bog ich in einen Feldweg ein, der mich zu einer anderen, ebenfalls nach Oranienburg hineinführenden Landstraße brachte. Ich hatte mir meine Flucht in vier Etappen eingeteilt: Wegkommen von der Arbeitsstelle, Durchkommen durch Oranienburg nach Berlin, aus Berlin Herauskommen in Richtung Landesgrenze und Ueber-schreiten der Landesgrenze. Dabei hatte ich mir fest vorgenommen, immer nur die Durchführung der jeweiligen Etappe im Auge zu behalten, alle Gedanken und alle Willenskraft nur auf das unmittelbare Vorhaben zu konzentrieren. Das Wegkommen von der Arbeitsstelle war offenbar gelungen; so oft ich mich umwandte, konnte ich an dem nun schon beinahe zwei Kilometer entfernten Kanal nur den dunklen Fleck sehen, den die dort arbeitende Gruppe bildete, ohne daß sich einzelne Figuren daraus losgelöst hätten. Es lief mir niemand hinterher.

Plötzlich durchzuckte mich siedendheiß der Gedanke: wie nun, wenn meine Flucht inzwischen bemerkt worden war, SA-Leute nach dem nahe gelegenen Germendorf gerannt und von dort aus telefonisch die SA-Wache des Lagers alarmiert hatten? Dann führen sicher einige 50, 60 SA-Leute, die mich alle dem Ansehen nach kannten, auf alle Landstraßen

um Oranienburg herum hinaus jeden Augenblick konnte mir auf meinem Wege ein Radfahrer oder Motorradfahrer begegnen und dann war es aus.

So marschierte ich – im Rücken das verlassene Kommando mit den SA-Posten, und je kräftiger ich ausschnitt, um so rascher und weiter entfernte ich mich davon. Vor mir aber tauchten drohend und immer drohender die Umrisse von Oranienburg auf, aus deren blaugrauen Flächen sich unverhofft eine Gruppe SA loslösen konnte, die mir entgegenkam – und unwillkürlich wurde mein Schritt langsamer, als wollten die Beine von selber sich weigern, der neuen Gefahr entgegenzulaufen. Aber was blieb übrig? Wieder beschleunigte ich meinen Marsch.

Nun konnte ich schon die Kanalbrücke sehen, über die ich unmittelbar vor der Stadt gehen und hinter der ich die ersten Häuser erreichen würde. Weit und breit keine Menschenseele, obwohl ich auf einer Landstraße lief, die zu den Ausfallstraßen Oranienburgs gehört. Ein neuer Verdacht stieg in mir auf und, trotz der Kälte, es brach mir der Schweiß aus allen Poren: waren die Straßen am Rande von Oranienburg etwa schon abgesperrt? Lief ich mit langen Schritten in eine offene Falle, lief ich in den sicheren Tod hinein?

Aber nichts dergleichen war zu sehen. Die Straße lag zwar auch zwischen den ersten Häusern wie ausgestorben da, aber keinerlei Absperrung war weit und breit zu sehen. Ich ging an den Häusern entlang, ganz dicht an der Mauer, als könnte ich dadurch weniger zu sehen sein, und gab mir Mühe nicht so laut aufzutreten, als ob man in dem von mir jetzt keine Viertelstunde weit entfernten Lager meine Schritte hören könnte!

Plötzlich – ich ergriff an dem Hause, an dem ich gerade vorbeiging, eine Türklinke und hielt mich fest – am anderen Ende der Straße tauchte die braune Uniform eines SA-Mannes auf. Merkwürdigerweise ging er in ganz normalem Schritt, es sah nicht aus, als ob er eilig jemandem entgegen ginge. Ich blickte mich schon nach einer Nebenstraße um, in die ich einbiegen konnte, da sah ich auf der linken Straßenseite ein kleines Restaurant. Ich ging quer über die Straße auf die Tür des Restaurants zu – eigenartig, wie schwer es sein kann, eine Straße zu überqueren. Ich hatte das Gefühl als ob ich mich nun auf einer weithin sichtbaren Bühne befände, losgelöst von dem schützenden Schatten der Hauswände, als ob ein greller Scheinwerfer meine Figur für den immer näher kommenden SA-Mann, neben dem ich jetzt noch eine zweite Gestalt unterschied, beleuchtete. Aber einmal nahm auch dieser Weg quer über die Straße ein Ende und ich erreichte das Restaurant. Draußen ging der SA-Mann Arm in Arm mit einem Mädchen vorbei. Er hatte keine Ahnung, was für Minuten seine Erscheinung mir bereitet hatte!

In dem Restaurant begegnete ich einem, wie mir schien sehr erstaunten Blick der auf einen so frühen Gast offenbar nicht vorbereiteten Wirtin, aber die Bestellung von einem großen Cognac beruhigte sie, und noch begreiflicher wurde ihr mein Erscheinen durch die Bitte, telefonisch ein Mietauto herbeizurufen.

Da saß ich nun in der von kaltem Tabakrauch erfüllten Luft des kleinen Restaurants, gab mir den Anschein äußerer Ruhe, um nur ja keinen Verdacht zu erregen, obwohl an meinem Körper jeder Muskel sich dagegen sträubte, in dieser unnatürlichen Ruhe verharren zu müssen. Halb geistesabwesend und ohne etwas zu erkennen, betrachtete ich mir die Photographien und Reklamebilder an den Wänden der kleinen Gaststube, während ich mit zitternder Ungeduld auf das Auto wartete. Es hat sicher nicht länger als fünf Minuten gedauert, aber es schienen mir Stunden zu sein.

Endlich kam der Wagen. Ich stieg ein und fragte den Chauffeur, ob er Benzin für eine längere Fahrt habe. Antwort: „Nein, aber wir können ja in der Stadt tanken!“ Das hatte mir gerade noch gefehlt. Wie viele SA-Leute gingen jeden Tag in der Stadt herum, wie groß wurde aufs neue die Gefahr, entdeckt zu werden! Aber was halfs, wir fuhren in die Stadt hinein und der Chauffeur tankte in der Hauptgeschäftsstraße von Oranienburg, in der Bernauer Straße.

Ich saß nicht auf dem Sitzkissen des Autos, sondern ich schwebte halb auf der Kante, als ob das Polster mit Nägeln gespickt gewesen wäre. Solange der Chauffeur hielt, bestand mein einziger Schutz in dem Eis, das die große Kälte an den Fenstern des Wagens gebildet hatte und neugierige Blicke ins Innere des Autos abwehrte, und in dem Glück mit dem ich die erste Etappe der Flucht hinter mich gebracht hatte. Langsam, entsetzlich langsam lief das Benzin in den Tank als wäre es kein Benzin, sondern ein zäher dickflüssiger Brei. Es dauert doch eine beträchtliche Zeit, bis in einen Autotank 20 Liter Benzin hineingelaufen sind!

Endlich ging es weiter. Ich hatte als Fahrtziel zunächst einen Ort zwischen Oranienburg und Bernau angegeben, als mir mit einem Male einfiel, daß die Straße, auf der wir nun fuhren, der sehr häufig benutzte Verbindungsweg zwischen dem Oranienburger Lager und der Blumberger Zweigstelle war. Bei jedem Auto, das uns entgegenkam, bei jedem Auto, das uns verfolgte – und es kam mir so vor, als würden wir unaufhörlich verfolgt – hauchte ich ein kleines Loch in das Eis an den Wagenfenstern, jeden Augenblick fürchtend, es könne ein Wagen aus Oranienburg sein. Aber die Fahrt ging unangefochten von statten, bis wir den angegebenen Ort erreichten. Hier änderte ich die Fahrtrichtung nach Süden und ließ mich bis an den Rand von Berlin bringen. Die zweite Etappe hatte ich hinter mich gebracht!

Am Rande von Berlin stieg ich auf die Straßenbahn. Die ersten paar Haltestellen weit hatte ich ein seltsames Gefühl erster Geborgenheit, niemand sah mich an, jeder schien mit sich beschäftigt, der Schaffner wunderte sich nicht darüber, oder gab es wenigstens nicht zu erkennen, daß ich den Fahrschein mit einer vor Erregung heiseren, beinahe versagenden Stimme verlangte, und zum ersten Male seit drei Stunden ließ die Anspannung der Nerven etwas nach. Die Straßenbahn durchfuhr einen längeren Teil ihrer Strecke ohne zu halten, und ich war schon in

neue Gedanken über den weiteren Verlauf meiner Flucht eingesponnen, da hielt der Wagen mit plötzlichem Ruck und auf den vorderen Perron stiegen drei SA-Leute auf. Mit einem Schlage wachte in mir die Erregung wieder auf. Der erste Impuls war, abzusteigen und einen anderen Straßenbahnwagen zu nehmen, aber dann sagte ich mir, daß auf der Berliner Straßenbahn wahrscheinlich sehr häufig SA-Leute mitfahren, und blieb sitzen. Sitzen? Körperlich ausgedrückt saß ich, ich lehnte mich sogar an, aber innerlich? Es war eine Art von Schweben; jede Weiche, jede Schienenkreuzung, über die die Straßenbahn fuhr, spürte ich bis ins Gehirn und bis in die Fingerspitzen. Jahrelang war ich auf der Berliner Straßenbahn gefahren und hatte nie gewußt, was das für ein aufreibendes Verkehrsmittel sein kann!

Im Zentrum von Berlin unterbrach ich meine Fahrt, veränderte durch einige Kleinigkeiten meine Kleidung und ging – in eine Badeanstalt! So sehr mir der Boden unter den Füßen brannte, so unabweisbar dringend war das Bedürfnis, nach neun Monaten zum ersten Mal wieder warm baden zu können. Selbst auf der Flucht konnte ich mich nicht davon abbringen lassen, und als ich in dem unbeschreiblich köstlichen Bade saß, hatte ich das Gefühl, die ganze Konzentration abspülen zu können. Nicht nur im körperlichen Sinne, sondern dieses Bad war mir mehr: obwohl ich erst auf der Mitte des Fluchtweges war und zwei schwierige Etappen noch vor mir hatte, durchzog mich das erlösende Empfinden als ob ich auch von all dem unausgesetzten seelischen Druck, von dem unausgesetzten Gefühl des Ekels der sechs Monate Oranienburg einiges loswürde.

Mit einer anderen Straßenbahn setzte ich meinen Weg fort, an ihrer Endstation stieg ich in einen Vorortzug, an dessen Endstation wiederum in einen Fernzug. Den Fernzug verließ ich vor meiner Ankunft am Ziel, stieg in einen Omnibus, vom Omnibus wieder in eine Straßenbahn, von der Straßenbahn wieder in einen Vorortzug, von dem Vorortzug wieder in einen Fernzug, von diesem Fernzug wieder in einen anderen Fernzug bis ich in später Abendstunde in dem Ort ankam, von dem aus ich die vierte Etappe, die Ueberschreitung der Landesgrenze, durchführen wollte. Das gelang mir auch, in einem achtstündigen Nachtmarsch.

Es war eine eiskalte, mondhele Nacht. Schnee beladen ragten die schweigenden Wände des Waldes, die rechts und links die Straße begrenzten, in die klare Luft empor. Der hart gewordene Schnee knirschte unter meinen Schritten, der Atem gefror einem fast vor Mund und Nase, und je näher ich der Grenze kam, um so heftiger schlug mein Herz. Würde die Grenze an der Stelle, die ich mir zum Ueberschreiten ausgesucht hatte, bewacht sein? Die ersten sechs Stunden dieses Nachtmarsches – und sechs Stunden sind eine sehr, sehr lange Zeit! – lief ich immer mit der erwartungsvollen Furcht, um die nächste Wegbiegung könnte ein Gendarm, könnten SA-Leute auftauchen, und die Anstrengung wäre umsonst gewesen. Sechs Stunden lang vermied ich sorgfältig, auf einen knackenden Zweig zu treten, sechs Stunden lang mar-

schierte ich mit schmerzenden Muskeln, mit überwachen Sinnen, die jedes Geräusch des nächtlichen Waldes auffingen, mit bebenden Nerven, die bis zum Zerreißen gespannt waren.

Es war ein so unscheinbarer Stein, der da verlassen im Walde, von einer Schneekruste bedeckt und vom Vollmond beschienen, vor mir lag, und doch trennte er zwei Welten von einander: der Grenzstein. Einen Schritt tat ich an ihm vorbei, dann blieb ich einige Augenblicke stehen, und eine Fülle der Gesichte tauchte in mir auf: die Kindheit, die Schulzeit, der Krieg, die Berufsarbeit, ein schwingendes Band von Bildern aus drei Jahrzehnten vergangenen Lebens, dann ging ich weiter.

Zwei Stunden später, nachdem ich 22 Stunden auf der Flucht unterwegs gewesen war, kam ich in einem Orte an, und nun ließ endlich die Anspannung der Nerven nach. Nach neun Monaten sank ich zum ersten Mal in ein richtiges weißbezogenes Bett, ich konnte die Tür hinter mir zu machen, ich war allein.

Es war nicht meine Heimat, in der ich nun war, es war nicht das Land, für das ich im Felde gestanden und dessen Reichsparlament ich angehört hatte. Aber es war eine Welt, in die ich zurückkehrte, in der der Mensch dem Menschen als Mensch gilt, in der keiner so grenzenlos, so abscheulich, so viehisch gequält wird, wie im Deutschland Hitlers. Mit dem Ueberschreiten der tschechoslowakischen Landesgrenze war ich zurückgekehrt in die Welt der Kultur, in das Reich der Zivilisation, Ich war aus dem Gefangenen eines Konzentrationslagers wieder zu einem freien Menschen geworden.

Nachtrag

Wie die Flucht entdeckt wurde – Der Reichsstatthalter von Anhalt ohrfeigt den Kommandanten des Oranienburger Lagers – Der Kommandant des Lagers muß ein Entlastungsbuch für sich selbst schreiben – Wo bleibt die Sühne für die SA-Verbrechen?

Kein Stacheldraht, keine noch so scharfe Kontrolle kann verhindern, daß die Vorgänge in den deutschen Konzentrationslagern draußen in der Welt bekannt werden. So habe ich denn auch nach meiner Ankunft im Ausland noch aus Oranienburg erfahren, was sich unmittelbar nach meiner Flucht ereignet hat. Ich vermag diese Vorkommnisse freilich nur außerhalb der dieser Schrift vorangestellten Eidesformel wiederzugeben, da ich sie nicht aus Eigenem bezeugen kann; aber die Quelle der mir übermittelten Nachrichten ist so zuverlässig, daß sie hier nachgetragen werden mögen.

Am Montag, dem 4. Dezember, habe ich morgens 8.15 Uhr von der Zwangsarbeit am Murgraben nordwestlich von Oranienburg weg meine Flucht begonnen. 8.45 Uhr, nur eine halbe Stunde später, wurde die Arbeit am Murgraben auf Anordnung der SA-Wache wegen der großen Kälte eingestellt.

„Alles in drei Gliedern antreten!“

„Stillgestanden!“ „Richt Euch!“ „Augen geradeaus!“ „Rührt Euch!“ „Durchzählen!“

Die vordere der drei Reihen Gefangenen zählt: „eins, zwei, drei, vier..“ Der letzte der zu dreien hintereinander stehenden Gefangenen zählte: „sechszwanzig voll“, d. h., daß die Dreierreihe hinter ihm voll war. Sechszwanzig mal drei, so rechnete der SA-Kommandoführer, macht achtundsiebzig – der Gefangenenzugsführer (der wie immer vor der ersten Reihe der Gefangenen stand) dazu, macht neunundsiebzig – achtzig müssen es sein, da fehlt doch einer? Verdammte Schweinerei!

„Alles nochmal durchzählen!“

Die Gefangenen: „eins, zwei, drei, vier, fünf.. . sechszwanzig voll!“

Der SA-Wachthabende: „Macht achtundsiebzig, euer Zugsführer neunundsiebzig, also fehlt einer. Wer fehlt?“

Schweigen. Die Gefangenen sehen einander an, aber das Arbeitskommando Murgraben bestand Anfang Dezember aus so vielen Neuankommenden, aus Zugang von anderen Konzentrationslagern, daß zunächst keiner den Fehlenden namhaft machen konnte. Alles Fluchen der SA-Posten half nichts – es blieb nur übrig, den Rückmarsch zum Lager anzutreten.

Stumm wurde die Marschkolonne formiert, stumm ging es durch die schneidende Kälte auf der Landstraße nach Oranienburg zurück. Im Lager angekommen, wurde festgestellt, wer von den achtzig Gefangenen der Murgrabenkolonne fehlte; der Reichstagsabgeordnete Seger-Dessau. Donnerwetter!

Sofort wurde die gesamte SA des Lagers alarmiert. Motorräder knatterten, Radfahrkolonnen schwärmten aus, und SA-Leute zu Fuß begannen in der nächsten Nähe des Lagers ihre Suche. Fieberhaft wurden die Stadt Oranienburg und ihre Umgebung durchstreift, alle Straßen durchgekämmt – vergeblich. Der Gesuchte war verschwunden.

Ich hatte also meine Flucht, ohne es zu ahnen, mit nur dreißig Minuten Vorsprung ausgeführt, und als die SA des Lagers nach dem Alarm die Stadt Oranienburg und die Ausfallstraßen mit Autos, Motorrädern und Fahrrädern durchraste, muß ich in dem Mietauto gerade entwischt sein; eine Flucht, die sozusagen nur um Haaresbreite gelungen war!

*

Ein zweiter Vorgang, der sich darnach in Oranienburg abgespielt hat, verdient ebenfalls wiedergegeben zu werden, wobei aber zuvor die handelnde Person dieses charakteristischen Ereignisses vorgestellt werden muß.

Ich war im Lager Oranienburg als Schutzhaftgefangener des Landes Anhalt. Der Nazi-Gewaltige dieses Landes ist der Reichsstatthalter Wilhelm Loeper-Dessau, Hauptmann a. D., Reichstagsabgeordneter, Gauleiter der Nazi-Partei, „Landesinspekteur“ der SA, ein, wie man aus der Fülle dieser Aemter sieht, Großverdiener, ein Revolutionsgewinnler des 30. Januar. Diesen Loeper kennzeichnet ein ebenso großes Maß von Eitelkeit und Roheit, wie ein sogar im Nazilager nicht alltägliches, ungewöhnlich geringes Maß von Verstandeskräften und politischen Kenntnissen.

Der Herr Reichsstatthalter ist in einen wahren Tobsuchtsausbruch verfallen, als er von meiner Flucht erfuhr, denn es war von ihm – nicht zuletzt zur Befriedigung seiner persönlichen Rachebedürfnisse – vorgesehen, daß ich (als einzige politische Geisel des Landes Anhalt) auf unabsehbare Zeit in „Schutzhaft“ festgehalten werden sollte. Um seiner außerordentlichen Wut eine Auslösung zu verschaffen, fuhr Herr Loeper nach Oranienburg ins Lager und – versetzte dem Lagerkommandanten öffentlich auf dem Hofe des Lagers eigenhändig ein paar Ohrfeigen.

Diese Ohrfeigen hat der Lagerkommandant, der sie empfing, gewiß redlich verdient, aber sie kennzeichnen doch auch den Herrn Reichsstatthalter, der sie erteilte.

Außer den Ohrfeigen für den Kommandanten des Konzentrationslagers Oranienburg hat meine Flucht noch eine andere Folge gehabt, wie sich aus einer Veröffentlichung der „Prager Presse“ ergibt.

Die Tatsache, daß der aus dem Lager Entflohene als Journalist von Beruf in der Lage war, vor der Öffentlichkeit der Welt eine wahrheitsgemäße Darstellung der ganzen Scheußlichkeiten des Konzentrationslagers Oranienburg zu geben, hat offenbar auch die Propagandazentrale des Herrn Göbbels beunruhigt. Der hier vorliegenden Schrift über das Lager Oranienburg sollte daher vorgebeugt werden, und so erhielt der Lagerkommandant Sturmbannführer Schäfer den Auftrag, seinerseits ein Buch über das von ihm geleitete und so berühmte Konzentrationslager zu schreiben. Dieses Buch, dessen Inhalt alle gegen das Konzentrationslager Oranienburg erhobenen Vorwürfe „entkräften“ soll, wird durch eine der Göbbelsschen Propagandazentrale dienstbare Firma zum Vorabdruck der ausländischen Presse angeboten, wobei man aber, wie das Beispiel der „Prager Presse“ zeigt, auf wenig Gegenliebe stößt; die „Prager Presse“ hat das verlockende Angebot abgelehnt.

Das schriftstellerische Bemühen des Lagerkommandanten, der sich bei dieser ungewohnten Tätigkeit zweifellos fremder Hilfe bedienen mußte, ist vergeblich. Keine noch so eifrige Propaganda der Göbbelsschen Propagandazentrale schafft die Toten aus der Welt, die im Oranienburger Lager unter der Oberleitung des Kommandanten Schäfer ihr Leben ausgehaucht haben! Keine noch so eifrige Propaganda gibt den vielen Gefangenen ihre Gesundheit wieder, die sie in den Kühlkellern des Oranienburger Lagers, in den vom Kommandanten Schäfer eingerichteten stehenden Steinsärgen, in den Dunkelarrestzellen und in der Folterkammer, Zimmer 16, verloren haben! Keine noch so eifrige Propaganda schafft die Tatsachen aus der Welt, die auf den vorhergehenden Seiten dieser Schrift unter gewissenhafter Wahrung der vorangestellten Eidesformel wiedergegeben worden sind.

Die Ohrfeigen des Reichsstatthalters hat der Lagerkommandant redlich verdient – sein Buch aber wird er umsonst geschrieben haben. Die Wahrheit über das Konzentrationslager Oranienburg wird ihren Siegeszug durch die Welt antreten, unbekümmert um diesen Versuch brauner Propaganda, mit dem der Lagerkommandant aus der Welt schriftstellern soll, was seine Roheit und die seiner Landsknechte Tausenden von Menschen zugefügt haben.

Indes wird alles nichts nützen. Gewiß, es haben nur sehr wenige aus den Konzentrationslagern Entlassene den Mut, über ihre Erlebnisse, ihre schrecklichen Leiden und Erfahrungen zu sprechen. Die Furcht davor, aufs neue verhaftet und nach der zweiten Einlieferung noch ärger mißhandelt zu werden verschließt den meisten Entlassenen den Mund und man kann ihnen keinen Vorwurf daraus machen. Tausende von Angehörigen, Freunden und Bekannten solcher aus einem Konzentrationslager Entlassenen haben auf ihre ebenso teilnahmevolle wie gespannte Frage, wie es denn nun im Lager gewesen sei, die immer gleiche, ausweichende Antwort gehört: „Bei Muttern ist es natürlich schöner!“ – mehr sagen die meisten nicht, mehr wagen sie nicht zu sagen. Denn ein einziges unvorsichtiges Wort, ein kleiner Dienst nur

an der Wahrheit, und sie spüren wieder, wie ihnen die Haut unter den Hieben des Gummiknüppels brennt, wie ihnen die Muskeln schmerzen, wie ihnen das Blut des gepeinigten Körpers in den Ohren saust, das ganze Grauen des Konzentrationslagers steht unaufhörlich vor ihren Augen, vor den Augen, die die unsagbarste Schändung des Menschengeschlechts mit ansehen mußten.

Aber auf die Dauer wird doch kein Stacheldraht; kein Terror, keine Göbbelspropaganda verhindern, daß allmählich die Wahrheit über das grauenhafte Hunnensystem Hitlers in alle Welt dringt, und diesem unausbleiblichen Siegeszug der Wahrheit dient der vorliegende Bericht über sechs Monate Oranienburg.

Da die nationalsozialistische Partei und die deutschen Behörden jede Mitteilung über die Vorgänge in den Konzentrationslagern als „Greuelpropaganda“ abzutun pflegen und wiederholt erklärt haben, alle Ungesetzlichkeiten würden verfolgt, ist den maßgebenden Justizbehörden Gelegenheit gegeben worden, dies durch die Praxis zu beweisen. Das Manuskript der vorliegenden Schrift wurde an folgende Stellen in Deutschland gesandt: an den Reichsminister der Justiz, an den Oberreichsanwalt Dr. Werner, an den Generalstaatsanwalt I Berlin, an den Oberstaatsanwalt Anhalt und an den Stabschef der SA Ernst Röhm (an diesen mit Rücksicht auf die Tatsache, daß die SA und SS nach Angaben aus Deutschland besonders scharfer Disziplinargerichtsbarkeit unterstellt worden sind). Die Übersendung des Manuskriptes erfolgte als *S t r a f a n z e i g e* mit Hinweis auf die in der Schrift genau angegebenen in Oranienburg verübten Verbrechen gegen das Leben und die Gesundheit Gefangener. Als Beispiel der Strafanzeigen sei der Brief an den Reichsminister der Justiz wiedergegeben:

Gerhart Seger.

Prag, den 27. Januar 1934.

An den Reichsminister der Justiz,

Berlin W 8,
Voß-Straße.

Ich überreiche Ihnen gleichzeitig das Manuskript meiner Schrift: „Oranienburg. Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten“.

In dieser Schrift werde ich über Verbrechen gegen das Leben und gegen die Gesundheit wehrloser Gefangener im Konzentrationslager Oranienburg berichten. Die Namen der Beschuldigten sind genau bezeichnet. Dadurch wird ihre strafrechtliche Verfolgung möglich.

Das Manuskript meiner Schrift „Oranienburg“ sende ich gleichzeitig

an den Oberreichsanwalt beim Reichsgericht, Dr. Werner, an den Generalstaatsanwalt I Berlin, an den Oberstaatsanwalt Anhalt in Dessau. Ferner sende ich das Manuskript dem Stabschef der SA, Röhm in München, zur weiteren Verfolgung, da mir aus der Presse bekannt wurde, daß SA und SS einer besonders strengen Gerichtsbarkeit unterstehen sollen.

Ich ersuche alle diese Stellen, meine Mitteilungen als Strafanzeige zu behandeln. Sie werden sich dieser Pflicht nicht entziehen können, ohne gegen den §346 des Strafgesetzbuches zu verstoßen, der Justizbeamten Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren androht, wenn sie die Verfolgung ihnen bekannt gewordener strafbarer Handlungen unterlassen.

Gez.: Gerhart Seger.

Und nun hat die Rechtspflege des Dritten Reiches das Wort!